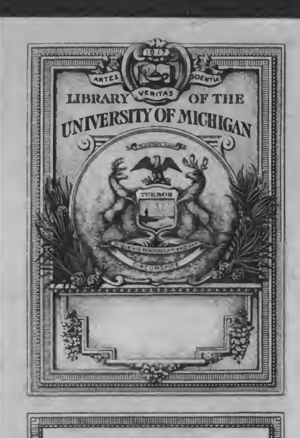
Von Erde bist du genommen

von

Ingeborg Maria Sick

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Ingeborg Maria Sick

Von Erde bist du genommen

Von derselben Verfasserin sind früher im gleichen Verlag erschienen:

Der Hochlandspfarrer. 5. Auflage. Gebunden 4 Mark.

Jungfrau Else. Dritte Auflage. Gebunden 5 Mark.

Einband und Buchausstattung
von Heinrich Wieynk, Berlin.

Gedruckt in Stuttgart bei
J. F. Steinkopf.

Von Erde bist du genommen

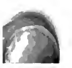
von

Ingeborg Maria Sick

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber



Stuttgart 1908
Verlag: J. F. Steinkopf

- Vorwort -





Wer den Hochlandspfarrer in seiner wunderbaren Tiefe verstanden und lieben gelernt hat, wird mit Freuden und mit innerer Spannung ein neues Buch von Ingeborg Maria Sick zur Hand nehmen. Und sie enttäuscht uns nicht. Der zarte Hauch poetischer Schönheit und Reine weht durch diese neuen Erzählungen. Wir sehen die Menschen, die Ingeborg Maria Sick zeichnet, vor uns, wir schauen ihnen ins Herz, freuen uns ihrer Freude und leiden mit ihr Leid. Auch die Natur, die die beliebte Erzählerin so fein, so entzückend schildert, lebt mit, sie begleitet gleichsam in zarten Weisen die Melodie der Erzählung, die bald leis und sacht, bald schrill und erschütternd ertönt und uns ins Herz greift. — Eine Meisterin nach Form und Inhalt darf Ingeborg Maria Sick wohl genannt werden.

Auf eine Erzählung im vorliegenden Buch muß besonders verwiesen werden. Sie ist nicht für die Jungen geschrieben, sondern sie erfordert reife Men-

ſchen mit offenem Blick für des Lebens Höhen und ſeine Tiefen.

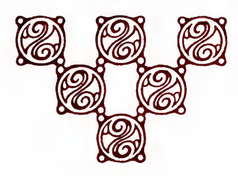
Ich möchte ſagen: Wer in „Jungfrau Elſe“ ſich mit dem Elſenkind der Hochzeitsſeite des Lebens gefreut, mit der werdenden Jungfrau gekämpft, gelitten und ſich endlich zu innerer Klarheit durchgerungen hat, — der iſt vorbereitet für die Tragik der Seelenkämpfe in „Kathi von Goldrain“.

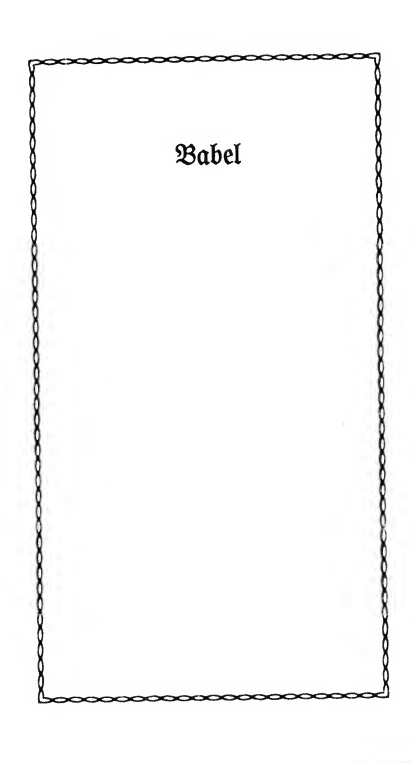
Ingeborg Maria Sick greift tief hinein in eines Menſchen Leben, da es am dunkelſten war: die Liebe des jungen frommen Prieſters zu Kathi, dem kaum entwachſenen Kinde, erſchüttert uns. Wir leiden mit unter der Wucht der Sünde. Die Verfaſſerin will nicht etwa mit ihrer feinen, zarten Kunſt die Sünde verdecken, beſchönigen, oder gar verklären. Nein, ſie ſagt das Traurige mit wehem Herzen. Wollen wir nicht, ſtatt uns ſtolz und kalt von armen gefallenen Menſchen abzuwenden, uns an das Wort des Herrn erinnern: Wer ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie. Ergreifend und ernſt zeigt uns Ingeborg Maria Sick eines Menſchen tiefe, wahre Reue, die mit ganzer Seele leidet und büßt. Sie zeigt auch Gottes wunderbare Gnade, die ganz frei macht. Lies nur einmal nach, was die Verfaſſerin darüber Seite 190 und 191 ſagt.

Darum ist es überflüssig zu fragen: Was kann uns dieses Buch nützen? Du kannst es nicht weglegen, ohne daß dir's heiß in Aug und Herz aufstieg. Gottes Gerechtigkeit, die jäh ein Menschenleben gerichtet und doch zu sich gezogen, — sie ergreift dich und erhebt dich.

Verlangst du mehr von einem Buch, als daß es dich aus des Lebens Sturm auf stille, heilige Höhen führt?

Der Verlag.





Babel

- Babel -



Ostwärts — weit, weit draußen in der Einöde ... in der Stille, die kein menschlicher Ton seit Jahrtausenden unterbrochen hatte, ragte der große Turm von Babel — düster wie eine Drohung, hochaufgerichtet wie eine Herausforderung — zum Himmel empor.

Damals, als die Erde noch strahlend jung aus den Wassern der Sündflut aufgetaucht war, wie eine Jungfrau aus ihrem Morgenbad, als die Menschheit noch willensstark und ungezähmt war und von unverbrauchter Kraft strotzte, da wimmelte es überall auf der weiten Ebene von Menschen.

Hier scharten sie sich zusammen, alle die Bewohner der Erde, um eine Stadt und einen Turm zu bauen, damit sie sich nicht zu weit in die Welt zerstreuen und so ihre Kräfte zersplittern würden.

Noch vereinte alle eine und dieselbe Sprache, eine so ursprüngliche, unmittelbare Sprache, daß die Gedanken in dem Augenblick, wo sie frisch und unverhüllt geboren wurden, ohne in mühselige Formen gedrängt, ohne beschwerliche Umschweife, in Worten ausgesprochen wurden.

Die Stadt, die die Menschen bauen wollten, sollte sich bis an die Enden der Erde ausbreiten — vom Flusse bis zum Meere, vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang; der Turm aber sollte bis zum Himmel reichen, sollte durch die Wolken dringen, die goldenen Sterne zur Seite schieben, die Sonne aus ihrer erhabenen Bahn zwingen.

Mit dem Turm sollte begonnen werden. Der Turm war der glühende, rastlose Wunsch, der alle beseelte; denn die Stadt sollte sich ja nur über die Erde ausbreiten. Und die Menschheit wollte und konnte ja natürlich nicht ablassen, bis sie die Spuren ihrer Macht auf jedem Fußbreit der ganzen Erde hinterlassen hätte; aber es war ja auch von jeher angenommen, daß die Erde, die den Menschen zu Füßen gelegt worden war, auch bis an ihre äußersten Grenzen unterworfen werden könnte. Das war nichts Neues. Das war kein Werk, das den ganzen unbändigen Willen der Menschheit gefangen nehmen, deren ganze überschüssige Kraft verbrauchen konnte. Und der Erde würde es auch niemals gelingen, die Sehnsucht des menschlichen Herzens zu stillen. Diese Sehnsucht ging nach oben, wie das Wachstum des Menschen.

Aber da war noch etwas, das hinter dem Entschluß, diesen Turm zu bauen, stand — ein dumpfes, dunkles, wortloses Gefühl.

Droben über allen Wolken, über allen den goldenen Sternen war ja der Eine — der große Unsichtbare — der, weil er die Übermacht hatte, der Menschen lachte.

Die Übermacht, die reizte die Menschen. Ihm, dem großen Unsichtbaren sollte gezeigt werden, was die Menschen vermochten. Zu ihm hinaufgelangen, ihm Auge in Auge stehen, darum handelte es sich.

Sie hatten es ja auch schon versucht gehabt, die beiden ersten Menschen, die auf Erden wandelten, aber es war ihnen mißlungen. Sie waren nicht zu ihm hinaufgelangt, sie waren tief gefallen, zwischen Dornen und Disteln — in den Tod.

Aber jetzt dünkten sich die Menschen zahlreich genug, um den Traum vom Paradies zu verwirklichen. Jetzt war es nicht mehr eine tastende Frauenhand, die in dem Gedanken, goldene Sterne vom Himmel herabholen zu können, ausgestreckt wurde — nein, starke Männerfüße waren es, die höher und immer höher steigen würden auf einem sicheren, festgemauerten Weg, Schritt für Schritt, bis das Ziel erreicht war.

Mit dem Turm wollten sie anfangen. Nach dem Turm sehnte sich die ganze Menschheit mit wachsendem Verlangen, und der Turm war die Herausforderung an den dort droben, die den Trotz der ganzen Welt zum Ausdruck bringen würde.

Dann wurde gegraben — tief hinunter in die Erde; ganz hinunter bis in das große Totenreich sollte gegraben werden; da sollte der Grundstein gelegt werden, damit der Turm unerschütterlich fest stünde und wüchse, bis die Spitze in den Himmel hineindrang. Der Himmelsstürmer — der Bezwinger des Totenreiches, sollte der Turm genannt werden.

Und die Menschen gruben, bis ihre Arme ermatteten, bis ihre Hände wund waren — aber das Totenreich erreichten sie nicht.

Da wurden sie mutlos und sagten: „Wir graben uns allerdings bis ins Totenreich hinein, wenn wir nicht aufhören, denn wir sterben alle, ehe die Grundmauer gebaut ist. Nun haben wir tief genug gegraben, jetzt kann der Turm fest und unerschütterlich stehen."

Schließlich erhoben sich dann allmählich die Riesenmauern herausfordernd über der sonnenflimmernden Ebene. Die Kraft aller Männer ging darin auf, und selbst die, deren Arme nicht an der Arbeit mithelfen konnten, waren doch ganz dabei. Die Alten, deren kahler Scheitel die Last von mehreren hundert Jahren trug, kamen mit dem Stab in der Hand dahergeschwankt; sie setzten sich auf die großen sonnendurchglühten Steinblöcke am Fuße des Turmes, hielten die kalten bläulichen, gekrümmten Finger wie einen Schirm über die buschigen Brauen

und schauten hinauf, bis ihnen die Augen weh taten. Dann schlossen sie die Lider und nickten nur nachdenklich. Die Alten waren meistens schweigsam. Sie hatten in ihrem Innern, wo ihr ganzes Leben geschrieben stand, gar viel zu besprechen, deshalb waren sie sparsam mit ihren Worten nach außen. Aber sie sahen einander verständnisvoll an, wie wenn jeder sagen wollte: „Es ist mein Werk, denn das habe ich einst auch gewollt, damals als ich in meiner Vollkraft stand. Jetzt weiß ich es."

An jedem Morgen kamen sie heraus, schauten an den Mauern hinauf, bis ihnen das scharfe Tageslicht wie mit Messern in die blaugrauen Augen stach. Und in ihren Blicken lag eine große, spähende Sehnsucht — denn für die Alten bedeutete dieser Turm eine Rettung vor dem Tode, einen Weg, der mit Umgehung des Grabes gerade in den Himmel hineinführte.

Es war nicht verwunderlich, daß sie sich darnach sehnten, den Turm vollendet zu sehen, auch nicht, daß sie die Sorge, die angstvolle Sorge nicht los werden konnten, den Bauleuten könnte das Werk mißlingen. Würden deren Kräfte ausreichen? Die Tage waren ja vorüber, wo es Riesen auf Erden gab, wo die Töchter der Menschen so hinreißend schön waren, daß die Söhne der Götter Lust zu ihnen bekamen und mit ihnen die Gewaltigen zeugten,

deren mächtige Spur von der großen Wasserflut weggespült worden war.

Und hatten sie Material genug zu dem Bau? Ob man auch alle Berge bis hinaus an den Horizont aufeinandertürmte — so würden sie ja doch erst eine kleine Strecke von dem Wege in den Himmel hinein ausmachen.

Die Männer lachten über die Sorgen der Alten; sie zeigten ihnen ihre muskelstarken Arme und sagten: „Wenn nicht ein einziger Stein mehr auf der Erde ist, den wir zum Bau verwenden können, dann streichen wir Ziegel und brennen sie gut. Und wenn wir die ganze Erde zu dem Bau verbraucht haben und der Turm doch noch nicht fertig ist, dann bauen wir mit uns selbst."

Die Frauen ließen oft ihre Handmühlen und ihre Backtröge stehen und stellten sich, ihre Kleinen an der Brust, draußen auf, um den Männern zuzusehen, wie sie im Schweiß ihres Angesichts arbeiteten. Die Frauen waren ebensosehr darauf aus, daß der Turm gebaut wurde, wie die Männer. Ihnen war es, als hinge die Zukunft und das Glück ihrer Kinder von der Vollendung dieses Turmes ab, und sie hatten keine Zweifel, daß er den Himmel erreichen werde. Sie hatten es ihren Kindern so oft erzählt, dadurch war es für sie selbst zur Gewißheit geworden.

Am meisten aber feuerten die Jungfrauen die Männer zur Arbeit an. Auf geschmeidigen Knöcheln und kleinen nackten Füßen sprangen sie wie Geißen zwischen den großen Blöcken umher, stiegen ganz hinauf bis zum Mauerrand und standen dort hochaufgerichtet in der flimmernden Luft, während der lustige Wind, der über die Ebene hinstrich, ihnen die Haare löste und ihre leichte bunte Kleidung dicht und fest um die biegsamen jungfräulich übermütigen Glieder flattern ließ, bis die Augen der jungen Männer wie in rotem Feuer glühten. Dann warfen sie den Kopf zurück, lachten mit ihren glänzend weißen Zähnen und riefen schallend und herausfordernd: „Wer kommt am höchsten herauf? Wer ist der keckste Himmelsstürmer?"

Die jungen Leute bissen die Zähne zusammen und arbeiteten, als gälte es das Leben. Denn sie fühlten, daß die Frauen, die dort oben standen, sich als lockenden Siegespreis darboten.

Die Kinder, die im Sand umhersprangen — nackt und goldbraun und flink wie die kleinen Eidechsen, die zwischen den sonnenheißen Steinblöcken umherhuschten — spiel[illegible] „Ba[illegible] bauen". Sie stritten und b[illegible] wa[illegible] der die kleinen Bauwer[illegible] merz und Zorn. [illegible] Spiel von neue[illegible] ute Freund-

schaft. Jedes andere Spiel war vergessen um dieses einen einzigen willen.

Und der Turm stieg hinauf in die klare Luft — über die Wolken hinauf, die sich demütig um dessen Mauern schmiegten. Da herrschte Lust und Leben, Hoffnung auf die Vollendung belebte aller Herzen — jeden Tag gab es etwas Neues.

Da geschah es eines Tages, daß eines der Kinder, das lustig draußen herumsprang, von ungefähr hinaufschaute und plötzlich Angst vor dem Turm bekam, der so groß, so groß wurde ...

Und die Angst griff um sich unter den Kindern. Jetzt wollten sie nicht mehr „Babelturm bauen“ spielen, und schließlich wollten sie überhaupt nicht mehr draußen spielen, sondern daheim in den Hütten bleiben, damit sie den Turm nicht mehr sehen müßten. Was ihnen auch die Mütter Gutes und Schönes von dem Turm erzählten, es half alles nichts — sie wollten nichts mehr davon wissen!

Am Abend, wenn das ganze große Himmelsgewölbe stockfinster wurde, da war schon der Gedanke an den Turm wirkliche Angst, der Gedanke an den hochaufragenden, schwarzen Turm da draußen, der geradezu ein Loch in die Nacht hineinbohrte. Wenn die Mütter ihre Kinder in Schlaf singen wollten, baten diese immer um ein Lied, in dem der Turm nicht mehr da sei; und die Mütter sangen so lange

das Lied, in dem der Turm nicht mehr da war, daß sie schließlich selbst wünschten, es möchte so sein. Auf einmal tauchte der Gedanke in ihnen auf, daß ihre Männer doch ihre Kräfte an etwas wendeten, das, wenn es gelang, zu einem unbeschreiblichen Entsetzen werden könnte. An dem Tag, wo der Turm mit seiner Spitze wie ein Speer in den Himmel hineindrang, an dem Tag, wo der Himmel dadurch aufbrach wie eine Wunde — was konnte da anders daraus entstehen als Tod? Tod für alle! Angst erfaßte die Frauen, eine dem Kummer der Alten entgegengesetzte Angst, die: daß das Werk gelingen könnte.

Da klammerten sich die Frauen an die Männer an und beschworen sie, die entsetzliche Arbeit aufzugeben.

Aber die Männer hörten nicht auf die Angst und die Bitten der Weiber; sie bauten weiter — höher als alle die mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfel, höher als der Flug des Adlers — —

Je weiter die Arbeit fortschritt, desto mehr Opfer verlangte sie. Viele waren da oben dem Sonnenstich erlegen, andere erblindet, wieder andere waren in die Tiefe hinabgestürzt und lagen nun mit zerschmetterten Gliedern am Fuße des Turmes.

Und nun wiederholte sich etwas täglich: Alle, die in die schwindelnde Höhe, in die heiße, dünne,

die schneidend scharfe Luft hinaufkamen, denen verwirrten sich die Gedanken. Da oben wurden sie von der Angst befallen, über die sie unten lachen konnten; entweder von der kalten nagenden Sorge der Alten, daß der Turm nie vollendet würde, oder von dem Entsetzen der Frauen, daß das Werk seine Vollendung sehen könnte.

Deshalb fingen die einen an, mit der Kraft der Verzweiflung auf die gewaltigen Mauern loszuschlagen, wie um sie abzubrechen, während sich die andern mit eben solch verzweifeltem Eifer auf die Arbeit warfen, aber planlos und verwirrt einander in die Quere kommend, als ob sie nicht mehr einig darüber wären, wie gebaut werden müßte. Und da war eine unüberwindliche Schwierigkeit: jeder einzelne Stein hätte sich verdoppeln, nein verzehnfachen müssen, wenn das Baumaterial zureichen sollte, angesichts dieses ungeheuren blendenden Gewölbes, das ebenso fern blieb, ebenso höhnisch schwindelnd fern, und das wie mit Lachen erfüllt war — ja mit Lachen über die Menschen!

Wenn die Bauleute dann wieder herunterkamen, waren ihre Gesichter verzerrt, das Blut strömte ihnen aus Nase und Mund, und sie stießen sonderbare unzusammenhängende, unverständliche Laute aus.

Immer neue Arbeiter wurden hinaufgeschickt,

aber es ging allen ebenso. Auch die Aufseher wurden droben von Entsetzen ergriffen; es war, als ob die doppelte Angst auch plötzlich in ihnen erwachte. Wohl feuerten sie zur Arbeit an mit raschen, heftigen Befehlen, sie geboten aber zugleich, der Turm solle dem Erdboden gleich gemacht werden, nicht ein Stein dürfe auf dem anderen bleiben, es gelte das Leben . . .

In wilder und verwirrter Angst schrien sie einander an und vermengten den Sinn ihrer Worte, bis sie denen, an die sie gerichtet waren, gänzlich unverständlich wurden.

Die Baumeister stiegen hinauf, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Aber es war ihnen ganz unmöglich, das Schreien zu übertönen oder sich verständlich zu machen; und als sie wieder herunter kamen, war es den Untenstehenden nur zu deutlich, daß sie von demselben Wahnsinn erfaßt waren wie die andern.

Sie selber aber meinten, jetzt habe sich die Verwirrung auch denen drunten mitgeteilt. Sie wollten die Ansicht der andern nicht hören und trieben die Leute nur mit Gewalt vom Turm weg, selbst wenn diese sich zu blutiger Gegenwehr anschickten.

Die Arbeit konnte unmöglich fortgesetzt werden. Die Leute kamen wie gewöhnlich am Fuße des Turmes zusammen — aber es gab nichts als Hän-

del und Streit und ohrenbetäubendes Geschrei. Jeder meinte beständig, er und die Seinigen seien die einzigen Klugen und Verständigen — aber was half das, wenn sie sich kein Gehör verschaffen konnten?

Eines Morgens, als der Lärm vom Turm her in alle Hütten wie wilde Meereswogen hereindrang, eilten die Frauen und Kinder heraus, — in ihrer übermäßigen Aufregung vergaßen sie ihren Schrecken vor dem Turm und standen nun neben ihren Männern, Vätern und Brüdern; jeder einzelne verstand die Seinigen und schrie auch wie sie und schrie sich schließlich über den Unverstand der andern in eine wahre Raserei hinein.

Den ganzen langen Tag hindurch drohten, schäumten, rasten sie gegen einander — während das Geschrei der Frauen und Kinder kreischend durch den brüllenden Lärm hindurchdrang und ihnen unter den glühenden Strahlen die roten Funken vor den Augen tanzten, bis sich plötzlich alle über die Steine und das Geröll am Fuße des Turms hermachten und sie gegen einander schleuderten . . . auf alle die geballten Fäuste und erregten Gesichter der andern — um einander damit zu zerschmettern.

Doch jetzt brach die Dunkelheit herein, — wie ein schwerer Mantel fiel sie auf die Erde herab, — und nun schwankten, krochen und torkelten alle in ihre

Hütten hinein, noch zitternd und bebend von dem Kampf und der Angst. — —

Da faßte jeder denselben Entschluß: trotz der taumelnden Müdigkeit wollte er in derselben Stunde noch aufbrechen; unter der Hülle der stockfinsteren Nacht wollte er sich fortschleichen von dieser großen, entsetzlichen Verwirrung — Babel, Babel! — die um die andern her branden und schäumen würde, bis sie alle verschlungen hätte . . sich fortschleichen von allen diesen verrückten Menschen, die nicht aufhören würden, bis alle das Leben eingebüßt hätten.

Und aus jeder Hütte schlichen sie sich fort und entflohen nach allen Enden der Erde — viele von den Männern mit einem alten Vater oder einer betagten Mutter auf dem Rücken und kleinen Kindern auf den Armen, die Mütter mit den Säuglingen an der Brust, die jungen Mädchen mit den größeren Kindern an der Hand und die Knaben die Tiere leitend, die das Hausgeräte trugen.

Die Frauen und Kinder meinten, sie flüchteten vor dem drohenden Tode; aber in Wirklichkeit flohen sie doch nur vor dem Turm, dem ungeheuren Turm, der sich fürchterlich tief in die Nacht hineinbohrte.

Aber die Alten seufzten — ach, schwer und vernehmlich — über den zerrinnenden Traum von einer Rettung vom Tode! Und die Männer hatten alle

nur einen Gedanken: „Wenn unsere Söhne und Töchter heranwachsen und Kinder bekommen und wir Männer wieder zahlreich geworden sind, dann kehren wir zurück und bauen den Turm fertig. Denn unsere Seele wird nie zur Ruhe kommen, bis der Turm den Himmel erreicht hat."

Es dauerte lange, bis die Kinder das Angstgefühl, daß der Turm sie verfolge, überwunden hatten.

Sie konnten sich ja daran erinnern, wie sie durch tiefe dunkle Wälder und über endlose Ebenen und hohe Berge gezogen waren und dabei immer dachten, jetzt müßten sie dem Turm entgangen sein. Aber so oft sie zurückschauten, war er noch da, ferner, kleiner zwar, aber immer gleich fürchterlich. Wie ein langer, drohender Finger, der nicht weichen wollte, sondern sich im nächsten Augenblick nach ihnen ausstrecken und sie ergreifen konnte.

Und noch lange, nachdem sie den Turm schon aus den Augen verloren und neue, unbekannte Gegenden erreicht hatten, überfiel sie oft die Angst mit neuer Gewalt.

Aber je mehr die Söhne heranwuchsen, desto mehr verwandelte sich der Schrecken bei ihnen in eine glühende Sehnsucht, zurückzukehren und die Arbeit wieder aufzunehmen, da wo ihre Väter sie auf-

gegeben hatten. Jeder von ihnen dachte: „Ich, ich werde den Turm fertig bauen.“

Aber die Jahre vergingen; die Alten beugten ihr schweres Haupt im Gedanken an die Erinnerung von dem zerronnenen Traum und gingen fort — nicht auf dem Himmelswege, sondern „den Weg alles Fleisches“, — die Jungen wurden alt und neue Kinderscharen wuchsen heran; aber nirgends fühlten die Menschen sich zahlreich und einig genug, um die Vollendung des Turms zu unternehmen, und niemand konnte den Weg dahin wieder finden. Wohl meinten alle, sie könnten sich gut daran erinnern, aber wie weit sie auch in der Richtung auszogen, wo sie den Turm vermuteten — nie wieder sahen sie den drohend erhobenen Finger zum Himmel aufragen.

Trotzdem gaben sie die Hoffnung nicht auf, daß es ihnen einmal gelingen würde. Und sie redeten oft miteinander darüber in der Sprache, von der jeder sich einbildete, daß er allein sie aus der großen Verwirrung herüber gerettet habe, wo alle die andern verrückt geworden waren und einander angeschrien hatten mit den unverständlichen Lauten der wilden Tiere.

Überall, wohin die Menschen kamen — alle mit dem Gefühl, die einzigen Klugen, die einzigen richtig Sprechenden zu sein — ereignete sich ein kleines

Vorkommnis, das sich immer wiederholte. Wenn die Mütter ihre Säuglinge auf den Knien wiegten und ihnen sanft und leise vorsangen, geschah es wohl, daß eines der andern Kinder, die um sie her spielten, plötzlich zu seiner Mutter trat, ihr ins Gesicht schaute und fragte: „Was hast du da gesungen, Mutter?"

Aber die Mütter konnten es nicht erklären, sie wußten es selbst nicht mehr, und die Worte, die Töne kehrten auch nie wieder, wenn die Kinder zugegen waren, die gefragt hatten. Schließlich erklangen sie nur noch auf den Lippen der Mütter, wenn sie mit ihren Säuglingen allein waren — und die Mütter wußten es selbst nicht mehr.

Aber Männer wie Frauen hatten oft ein Gefühl, als trügen sie gar viele Worte in ihren Herzen, die auszusprechen ihnen nicht möglich wäre.

Die Menschen verbreiteten sich über die ganze Erde, aber überall hin begleitete sie — bewußt oder unbewußt — die Erinnerung an den Turm zu Babel, und überall machten sie tastende Versuche, eine Verbindung mit dem Himmel herzustellen.

Selbst die, so am allerweitesten fortgezogen waren, in die wildesten, dunkelsten Länder — wo sie sich unter der aufreibenden Arbeit, dem unwilligen Boden das knappe tägliche Brot abzuringen, daran gewöhnten, abwärts zu sehen, weil sie nur da etwas zu tun hatten — selbst sie konnten

es nicht verhindern, daß ihre Augen ab und zu an einem vorüberfliegenden Vogel hängen blieben. Und wenn dieser Vogel dann in die blaue Luft hinaufstieg und ihre Blicke nachzog, höher und immer höher hinauf, dann geschah es wohl, daß in dem Innern dieser Menschen etwas aufstieg, das auch mit wollte.

In allen Ländern gab es kluge Köpfe, die über alle die törichten Versuche, den Himmel zu erreichen, die Schultern zuckten und diesen Versuchen entgegenarbeiteten.

Die einen mit Lachen — mit Lachen, weil der Himmel, den man erreichen wolle, gar nicht existiere, sondern nur Dunst und Nebel und gähnende Leere sei.

Andere mit Weltverherrlichung. Die lebensprühende schwarze Erde mit dem herben, lebenswarmen Geruch, mit dem unerschöpflich fruchtbaren Mutterschoß — sie sei das einzige, was man nötig habe, sei alles, was ein Mensch begehren könne, alles, was er brauche, um sich daran zu sättigen, bis sie ihren gierigen Schlund aufmache und sich an ihm sättige.

Andere wieder mit Hoffnungslosigkeit... Gewiß gebe es ein Oben, man könne es gar nicht entbehren, hinauf zu schauen; aber es sei unmöglich, es zu erreichen — zu dieser schmerzlichen Über-

zeugung sei man gekommen. Ja, wenn man aus Luft bestünde, aber der Mensch bestehe aus Erde; irdisch schwer sei jeder seiner Schritte, und die Erde, in der er Tag für Tag grabe — sein eigenes Grab — die Erde, die sich unter seine Sohlen balle, sie halte ihn fest. Von Erde — zu Erde, so laute das Urteil über den Menschen. Von der Erde zum Himmel, da sei keine Verbindung möglich.

Und trotzdem wurde dieses Unmögliche immer wieder versucht — weil es den Menschen noch unmöglicher war, es zu lassen.

Im Osten — unter dem Himmelsstrich, wo der Turm einst errichtet worden war — da rieselte die Erinnerung daran wie eine Quelle durch aller Herzen, da wurde sie zu einer tiefen, innerlichen Sehnsucht, zu einer lebendigen, erwartungsvollen Hoffnung, den Turm wieder zu finden und ihn zu vollenden.

Da lag einer unter den klaren, ruhigen Sternen ausgestreckt auf dem taufeuchten Rasen, und er sah die Leiter von der Erde zum Himmel aufgerichtet — sah, wie die dunkle, sternfunkelnde Decke sich teilte, daß das glänzend helle Lichtmeer herausleuchtete — sah, daß ein Weg hinaufführte, daß da gebaut werden konnte, Stufe um Stufe, bis man droben anlangte.

Und viele versuchten es, die Stufen überein-

ander zu legen. Große, fromme Grübler häuften eine weise, tiefsinnige Lebensregel über die andere und trugen sie zusammen, wie die Menschen früher die schweren Blöcke zu dem Turm zusammengetragen hatten.

Am größten und stärksten baute wohl der, der den Berg Sinai als Grundlage benützte, der Mauern aus den heiligen steinernen Tafeln errichtete und aus tausendfältigen Vorschriften Stufe um Stufe legte.

Und die Leute zitterten und beugten sich vor dem Himmelsturm, dem heiligen, festen Turm des Gesetzes.

Aber „Wer wird stehen an seiner heiligen Stätte?"

Der königliche Sänger griff in die goldenen Saiten seiner Harfe und sang: „Der Gerechte, der unschuldige Hände hat und reines Herzens ist."

Ja, aber wo war der Gerechte, wo war der Mann? „Du bist der Mann!" tönte es wohl einmal dem königlichen Sänger entgegen; aber die Worte erschlossen ihm nicht die „Pforte der Gerechtigkeit" ... Nein, sie schleuderten ihn hin auf die steinernen Fliesen seiner eigenen befleckten Königsburg.

Das war der Stachel, der alle quälte: diese ihre Verbindung mit dem Himmel — die konnten sie nicht benützen. Denn obgleich Stufe auf Stufe ge-

legt war bis ins tausendste Glied — glatte, glänzend weiße Stufen — kein menschlicher Fuß vermochte sie zu erglimmen.

Und war der Turm etwa fertig gebaut? Das ganze Gesetz deutete doch über sich selbst hinaus! Fehlte nicht die Vollendung? Fehlte nicht der Schlußstein, von dem das ganze Gebäude zusammengehalten wird?

Selbst wenn Sterne zwischen den schwarzen Wolken standen, die den Gipfel des Turmes verhüllten — glänzende, mahnende Sterne, zu denen man aufschaute — quälte diese Frage die Menschen täglich und stündlich.

Und mit der Frage kehrte die alte, nagende Erinnerung zurück an den großen Turm von Babel, an die ersten leidenschaftlichen Versuche der Menschen, den Himmel zu stürmen, die aber gescheitert waren.

Ach, konnten denn keine anderen als unzulängliche Verbindungen zwischen Himmel und Erde hergestellt werden!

Der Stachel, den diese Frage enthielt, drang tief in jedes Menschenherz hinein. Denn jeder Mensch fühlte, da drinnen trug er jenen Turm zu Babel, der nie vollendet worden war. Daß es sein — gerade sein eigenes Leben, seine eigene Menschlichkeit war, die nie mit Vollendung gekrönt

werden, die nie die Wolken zerteilen und nie siegreich ins Licht bringen konnte!

Weit draußen in der Einöde stand der uralte Turm von Babel — dunkel wie ein Rätsel, hoch aufgerichtet wie eine Herausforderung.

Höher als jeder Berg auf Erden, höher als der Ararat, an dessen Spitze die Arche Noah angehalten hatte — und doch unendlich weit von seinem Ziel entfernt, niedriger als die niedrigsten Hügel zu seinen Füßen — unfertig.

Hoch droben über den Wolken endeten seine Riesenmauern in einem ungleichen, gewaltsamen Bruch. Weißer Schnee hatte sich auf den Bruch gelegt — wie Leinwand auf eine Wunde gelegt wird — seit Jahrtausenden lag er nun da droben und konnte doch den Bruch weder heilen noch lindern.

Und dieser selbe Bruch ging blutend durch jedes einzelne Menschenherz.

Der alte, hochaufragende Turm stand wie ein einzelner Riese auf der Wacht, in die Wildnis hineinspähend und lauschend.

Nach Menschen spähte er — nach Tausenden von Menschen — nach Tausenden von Schritten, die zurückkehren, die die Arbeit wieder aufnehmen sollten.

Aber niemals drang der Ton von Leben zu

ihm heraus. Er hatte das Leben weit von sich gescheucht und eine lautlose, angsterfüllte Leere um sich her geschaffen. Der Adler in den Lüften, die Raubtiere auf der Erde umgingen den Turm angstvoll in einem meilenweiten Bogen. Kein Singvogel baute sorglos sein Nest zwischen den ungeheuren Blöcken, oder unterbrach die angstvolle Stille mit sorglosem Zwitschern.

Nur magere Schlingpflanzen krochen langsam an den Rissen der Blöcke heraus, krochen wie Schatten um die Mauern her und umklammerten sie wie von Haß getrieben mit langen Fangarmen böse und zäh wie hoffnungslose Zeiten.

Hatten die Menschen denn vergessen? Vergessen, sich zu sehnen? Wofür lebten sie dann?

Hatten sie ihren Trotz aufgegeben? Wovon lebten sie dann? Welche Kraft erhielt sie am Leben?

Der Turm von Babel sandte seine Späher weit in die Welt hinein. So oft die Sonne aufging, und so oft die Sonne unterging, schritt sein Schatten schwarz und lang über die Lande hin, schlich sich durch die Städte hindurch und glitt in die Häuser hinein, um zu erfahren, ob nicht der Gedanke an das große Werk noch in der Sehnsucht der Menschen lebe — ob sie doch nicht zahlreich, einig und kühn genug wären, um das Werk wieder aufzunehmen?

Aber ob auch die Menschen sich äußerlich zu-



sammendrängten, so waren sie doch von einander geschieden, denn sie waren innerlich so getrennt und zersplittert, daß sie sich nicht mehr um einen gemeinsamen Mittelpunkt sammeln konnten.

Es gab allerdings noch Trotz und Sehnsucht genug, aber sie konnten nicht mehr zu einer flammenden Begeisterung zusammenschlagen.

Denn sie hatten das Wort nicht mehr, das Wort, womit sie einander rufen und die Erinnerung an das große Werk beieinander lebendig machen konnten; das Wort, bei dem der Gedanke lebendig wurde, frisch und neugeboren, bei dem das Herz stärker klopfte, bei dem die Sehnsucht mit den Flügeln schlug ...

So oft der Schatten des Turms zu Babel über den Weg der Menschen hinglitt wie eine gähnende Finsternis, hielt er die Menschen wohl einen Augenblick in ihrem rastlosen Jagen auf. Und wie ein kalter Schauder überlief sie das Gefühl, daß sie das, was sie eigentlich wollten, nicht erreicht hatten, daß all ihr Streben einer leeren Decke glich, womit sie ihr inneres ohnmächtiges Sehnen zu verhüllen suchten.

Aber es kam nicht weiter als zu einer schmerzlichen Unruhe, die sie bald wieder zur Ruhe geschweigt hatten.

Wie die Menschen sich in ihren Häusern ver-

schanzten, so versteckten die Leute sich vor einander, jeder hinter seiner Sprache. Deshalb konnte der Turm nicht vollendet werden — die ganze vereinigte Menschheit hätte dazu gehört; aber das Wort fehlte, in dem sie sich vereinigen konnten.

Sie bauten wohl noch, jeder für sich allein — an der großen Stadt, deren Mittelpunkt der Turm von Babel hätte sein sollen. Sie bauten da einen Ort und dort einen Ort, die sich vergrößerten, und man fühlte, daß sie einmal zusammenreichen würden, so daß die Stadt sich also doch über die ganze Erde ausbreiten würde.

Diese bittere Erkenntnis war es, die der lange schwarze Schatten täglich einholen mußte, diese trostlose Meldung, die er bringen konnte, so oft er sich einen Fuß breit um den andern zum Turme zurückzog und schließlich wie ein Gespenst unter der Mauer verschwand.

Es wurde Morgen und es wurde Abend um den Turm her, aber sie brachten keinen Fortschritt. Die Sonne ging auf, stieg zur flammenden Mittagshöhe empor, versank in roter, feuriger Glut — und die schwarze, sternfunkelnde Nacht brach herein. Aber das war nur wie der endlose Kreislauf zurückkehrender Vergangenheit, der die Zeit um keinen Schritt weiter brachte.

Fast spurlos ging das Jahr hier draußen seinen

Gang. Im Winter regnete es in Strömen auf den Turm herunter; aber das ausgedörrte Erdreich verschlang das Wasser hastig wie ein Fieberkranker, ohne daß sein innerer Brand gelöscht, ohne daß grünendes, sprossendes Leben dadurch geweckt wurde. Der Frühling brach an — aber keine Lilien in königlicher Pracht bezeichneten seinen Weg. Die Sommersonne brannte, bis jeder Stein sprühende Hitze ausspie, aber sie reifte keine goldene Saat zur Ernte heran; alles war in leblosem Stillstand erstarrt.

Der Turm zu Babel stand da draußen wie ein Riese mit gerunzelter Stirne — über allem seinem vergeblichen Spähen brütend, über die ewig unbeantwortete Frage grübelnd, die Frage:

„Kann von der Erde zum Himmel hinaufgebaut werden?"

Der Tag war klar und glühend heiß. Es war Frühling — mußte dem Sommer entgegengehen, denn die Regenströme der Wintermonate waren vertrocknet und vergessen, und die Sonne strahlte mit versengendem Glanz.

Jetzt eben stand sie in ihrer Mittagshöhe! Der müde Schatten des Turms zu Babel war nach dem trostlosen Spähergang des Morgens wieder unter die westliche Mauer hineingeglitten, und er bereitete

sich darauf vor, auf der entgegengesetzten Seite wieder herauszukommen.

Ach, noch nie war die Menschheit so zersplittert gewesen, in einem so rasenden Zwiespalt mit sich selbst, wie an diesem Tag!

Die Sonnenhitze sank mit versengender Glut auf den Turm herab und ergoß sich ätzend wie ein glühender Strom in die allerkleinsten Ritzen und Spalten. Noch nie war des Tages Last und Hitze so groß gewesen, wie an diesem Tag.

Da war es, als ob der Sonnenglanz, obgleich er sich noch ebenso glühend herabsenkte, plötzlich weniger hell wäre. An dem flimmernden klaren Himmel war nirgends ein Wölkchen zu entdecken, und doch war es, als lege sich ein Schleier über die Sonne. Und dieser Schleier verdichtete sich mit rasender Geschwindigkeit, er löschte die langen Strahlen eine nach der andern aus und glitt dann in Wellenringen über den Himmel hin.

Das tiefe, leuchtende Blau verblaßte — wurde weißlich matt, dann bleifarben . . . dunkler und immer dunkler. Und mitten in der schwarzgrauen Wölbung stand die Sonne wie ein glühendes rotes Auge, ein blutunterlaufenes Auge — —

Der Himmel wurde dunkler als die Erde und wurde schwärzer, immer schwärzer. Die Sonne war nur noch wie ein Fleck geronnenes Blut — dann

erlosch der letzte rote Schein. Und es wurde Nacht — grauenvolle Nacht . . .

Die Erde stöhnte und wand sich in der eisenharten, erstickend heißen Umarmung der Finsternis. Dann war es, als stoße sie ein Brüllen aus, ein schreckenerfülltes Brüllen.

Es war kein Donner, es kam nicht von oben. Nein, das betäubende, ohrenzerreißende Krachen kam aus der Erde selbst. Die Erde erbebte, ein Zittern lief durch die Wüste, und sie bekam Risse.

Und die Erde zerbarst bis ins Herz hinein . . . In der Einöde öffnete sich ein gähnender Spalt — der Turm von Babel fühlte den Grund unter sich wanken. Der Turm sank — sank —

Tief hinab — tiefer als alle Menschenhände der ganzen Welt hätten graben können, tiefer als irgend ein Menschengedanke es sich ausdenken könnte.

Da durchfuhr es jeden der hinabsinkenden Steinblöcke wie Todesangst: „Jetzt stirbt die ganze Welt.“ Wenn der stolze Trotz der Menschheit, die wachsende Sehnsucht des Menschenherzens ins Grab versenkt wird — dann stirbt die ganze Menschheit.

Der Turm sank — sank in öde Nacht . . .

Die Wogen der Finsternis schlugen um ihn zusammen. Und mit eisigem Grauen fühlte er: Das Reich des Todes — — es geht hinab ins Reich des Todes!

Da fühlte er, daß Trotz — der Trotz, der sich in jedem einzelnen seiner Blöcke reckte — nicht hinaufheben konnte, daß er hinabdrückte, daß er nicht Stärke war, sondern Ohnmacht.

Und wie der Ballast aus einem untergehenden Schiffe hinausgeworfen wird, ließ der Turm in seiner Angst den Trotz fahren, der nur Ohnmacht und unnütze Last war. Aber an die Sehnsucht klammerte er sich, wie mit schmerzlich gefalteten Händen.

War denn die Sehnsucht des Herzens nicht mehr wert? War sie nicht eine tragende Macht?

Und aus jedem der hinabsinkenden Blöcke drang die Sehnsucht heraus und schrie um Errettung vom Tode. Aus der dunklen Tiefe erhob sich der Widerhall aller der sehnsüchtigen Worte, womit einst ein Stein auf den anderen gesetzt worden war. Aus der Tiefe — de profundis — lautete der Ruf in der uralten Sprache der Menschheit.

In demselben Augenblick trug der wankende Grund. Der Turm stand, mit dem Fuß tief unten im Reich des Todes, mit dem obersten abgebrochenen Rand — dem Rand, der sich über die Wolken erhoben hatte und die goldenen Sterne wegschieben hätte sollen — dicht an der Oberfläche der Erde.

Die Erde schloß sich wieder. Die Wüste wuchs wieder zusammen. Aber der Turm zu Babel —

der Himmelstürmer, der Bezwinger des Totenreiches war — nur eine offene Wunde in der Tiefe. Eine offene Wunde bis hinein ins Herz der Erde.

Die unaufhörlich wachsende Frage war beantwortet. Mit einem endgültigen Nein.

Aber dann mußte auch die ganze Menschheit tot sein. — Und die Erde war nur noch eine einzige große, große Grabkammer.

Da — durch die Finsternis, die tiefer als Nacht war, durch die Leere der schweigenden Öde ein Laut des Lebens . . .

Menschentritte . . .

Die ganze verbrannte Wüste wurde taufeucht bei diesem Laut. Und taufeucht wurden auch die uralten Blöcke an dem abgebrochenen Rand des Turmes.

Die Menschheit lebte — sie kam herbei . . .

Da war es, als ob unzählige, gespannt lauschende Ohren aus der dunklen Tiefe heraushorchten . . . als ob es da drunten plötzlich von Menschen wimmelte. Als ob alle die Männer, deren Hände den Turm gebaut hatten, alle die Alten mit kahlem Scheitel und silberweißem Bart, die an dem Fuß des Turmes gesessen, die Frauen und Kinder, die dem Bau zugesehen hatten, nun wieder da wären — und als ob alle wie mit einem einzigen, gespannt lauschenden Ohre warteten — —

Ein menschlicher Schritt . . .

Kam der Ton vom äußersten Rand der Ebene her? Oder von unten herauf? Stieg er aus der Nacht des Totenreiches herauf? Er war an beiden Orten zugleich — aber wo war der Schritt, wo der Widerhall?

Menschenschritte . . . Aber nicht unzählige rasche Fußtritte. Nicht das Stampfen von Tausenden. Die Schritte eines Einzigen . . .

Da war es, als ob alle die kopfschüttelnden Sorgen der weißbärtigen Alten aus früheren Zeiten zu einem gespenstischen Leben erwachten und aus des Turmes Tiefe lautlos heraufdrängen:

„Ein Einzelner, ein Einzelner hier, wo die ganze Menschheit ablassen mußte! Kommt er, um hier zu bauen? Kann er den gewaltigen Turm aus dem Reich des Todes herausheben? Welche Kraft hat er?"

Aber die stolze Freudigkeit der jungen Männer erhob sich zum Widerspruch gegen die Alten, gerade wie einst, nur mit stärkerem, tieferem Klang.

„Welche Kraft er hat? Das erkennt man am Schritt. Eine volle Kraft, weil der Wille darin ist."

„Aber womit könnte er bauen?"

„Er kommt vom äußersten Rand der Erde. Wie wenn er die ganze Welt zusammengesammelt hätte, um damit zu bauen!"

„Nein, er kommt aus dem Reich des Todes. Denn da kommt man mit leeren Händen. Und wenn er die ganze Welt mitbrächte — sie reichte nicht hin! Das wissen wir doch."

Die Schritte kamen näher. Sie klangen so bekannt, die Muttersprache, die Sprache des Herzens tönte aus ihnen, und in ihnen lag der Widerhall von jedem einzelnen Herzschlag der ganzen Welt.

Und die Freudigkeit der Jungen aus alten Zeiten stieg mit erneuter Kraft von dem alten Turm auf.

„Hört man es nicht den Schritten an, daß sie durch Menschenherzen gegangen sind? Dann hat er wohl das gesammelt, was stärker ist als leblose Blöcke, was mehr wert ist als die ganze Welt, das, was Wachstum in sich trägt, und damit wird er bauen, Menschenherzen hat er gesammelt, um lebendige Mauern zu errichten — und nicht tote wie wir."

Einen himmelhohen Turm aus lebendigen Herzen bauen, der die leuchtende Morgenröte der Welt werden soll, der alle im Dunkeln furchtsamen Kinder sicher machen kann! Wo jeder Stein eine Singstimme hat und die ganze Welt zusammenrufen kann — in der Muttersprache der Menschheit, in der Sprache des erlösten Herzens! —

Aber die hoffnungslose Sorge der Alten wurde zur Todesangst, wie durchbebt von dem Entsetzen der Frauen in den früheren Zeiten.

„Mit Menschenherzen bauen? Ach, von allem auf der Welt ist das Menschenherz das Armseligste, das Unfertigste, das Unvollendetste! Nie wird so ein Turm den Himmel erreichen. Und wenn er ihn erreicht, wenn er den Himmel berührt, dann fällt er schon allein dadurch in Trümmer!"

Aber die Freudigkeit wuchs — wuchs wie eine siegessichere Hoffnung aus der Tiefe des Turmes heraus: „Dann baut er mit sich selbst — —"

Die Schritte kamen näher. So bekannt klangen sie, so deutlich . . . Wie die Sprache des erlösten Herzens.

Die Schritte hielten an der gähnenden Wunde in der Erde an, das war ja alles, was von dem Turm zu Babel noch übrig war.

Das Dunkel lag noch immer über der Erde. Niemand konnte sagen, wann der Tag, der sich um die siebente Stunde verdunkelte, zu Ende ging. Denn unmerklich glitt er in die Nacht hinein . . .

Aber in der Nacht berührten Menschenhände den Rand des großen Turmes.

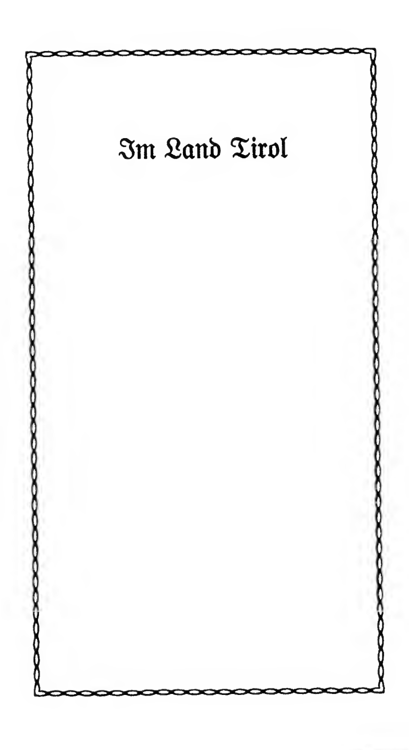
Der Turm wurde nicht aus dem Totenreich herausgehoben. Aber der Untergang verwandelte sich in Kraft. Festgegründet, tief in die Erde hineinversenkt war er worden, damit er um so höher hinaufsteigen könnte. Mit dem Fuß stand er im Reich des Todes — um dessen Bezwinger werden zu können . . .

Wurde er auch der Turm, der bis zum Himmel reicht? Stieg er aus dem Dunkel zum Licht empor? Verneigten sich alle die goldenen Sterne vor ihm? Zwang er die Sonne, ihren Lauf zu ändern? Erreichte er das Ziel? ...

In der Nacht berührten Menschenhände den Rand des großen Turmes — im Osten, weit, weit draußen in der Einöde ...

Diese Hände brachten die Vollendung.




Im Land Tirol

Im Land Tirol



dler, Tiroler Adler, warum bist du so rot?

„Vom roten Sonnenscheine,
Vom roten Feuerweine,
Vom Feindesblute rot —
Davon bin ich so rot!" —

Weit drunten im Süden, am Rande einer sich sanft hinziehenden, wellenförmigen Ebene liegen große, blaue goldumsäumte Wolken.

Das Land Tirol steigt vor uns auf —

Das Land Tirol ... Es hat hohe Berge mit schneebedeckten hochaufragenden Gipfeln. Wenn die Sonne untergeht, halten ihre weißen Zinnen die letzten glühenden Strahlen gefangen, bis sie selbst davon zu glühen scheinen.

Tief drunten in den breiten, tiefen Tälern, wo die Flüsse hinziehen, reifen die großen schwarzen Trauben, die blauschwarz im Schatten sind, aber rotleuchtend in der Sonne, als bärgen sie Feuer oder Blut in den durchsichtigen Hüllen. Und vor den niedrigen weißen Häusern im Schatten der Feigen- oder Kastanienbäume wird den Gästen der rote Wein und frisches, kräftiges Bauernbrot gereicht. Von Feindesblut — nein, davon sieht man keine Spur — tiefer Friede herrscht im Lande;

aber an vielen Stätten wird man daran erinnert, wie es einst geflossen ist und wie die Kinder des Landes ihr Blut hingaben. Ich erinnere mich an einen kleinen Kirchhof im Etschtal mit einem großen Grab, dessen alter Stein die Inschrift trägt: „Anno 1799 sind wir arme Soldaten für das Land Tirol gestorben und liegen nun hier begraben."

Unter der Pontlatzer Brücke, dort, wo der Tiroler Adler eine gar scharfe Klaue in die Scharen der heranstürmenden Feinde schlug, so daß sie alle ins Gras beißen mußten, höre ich den Inn zwischen den stillen Felswänden hinrauschen.

Ich sehe den Klosterturm auf dem Felsen und das rote Mal in der Mauer an der Stelle, wo die Nonnen sich in den Abgrund gestürzt haben, nur um nicht in die Hände der französischen Soldaten zu fallen . . .

Aber noch an roteres Blut erinnert man sich im Land Tirol. Allen Wegen entlang im Tal — die mit glitzernden Marmorsplittern beschottert sind, und wo der Postwagen sich zwischen den endlosen Reihen der Weinstöcke auf dem steilen Bergpfad langsam heraufwindet — sind überall große Kreuze aufgerichtet. Und von den Händen und Füßen des Gekreuzigten, aber hauptsächlich aus der Wunde in der Seite, rinnen Blutstropfen über das Kreuzholz hinab, das roteste Herzblut, das je aus einem Herzen geflossen ist.

Einem heiligen roten Herzen hat sich das Land Tirol geweiht mit unverbrüchlicher Treue, mit der Treue, die selbst da drunten „Tirolersitte" genannt wird. Und von diesem Herzen handelt das Lied, das ihnen das teuerste ist. Im Juni, wo das Fest des Heiligen Herzens gefeiert wird, leuchten alle Berge in der roten Glut blühender Alpenrosen, die zum Schmuck der Altäre gesammelt werden.

Einen wunderbaren Zauber übt es auf die Menschen aus, das Land mit dem roten Adler im Schild. Man muß es lieben, mit einer ähnlichen Liebe, mit der man sein Vaterland liebt.

Es ist gar schön im Land Tirol ... Ein Gang über die Matten an einem hellen Sommertag ist schon ein wahres Fest. Und die Alpenwiesen zur Sommerszeit! Da ist Sonnenschein — Sonnenschein, der aus dem grünen Boden herauszuquellen scheint; er leuchtet und blinkt in allen Farben, goldfunkelnd, brandrot, flammend blau!

Königskerzen, Eisenhut, Trollblumen, Stiefmütterchen .. hohe Feuerlilien in lodernder Glut, etwas hellere Nelken, blaßrote Primeln ... dunkelblaue Enzianen, große dunkle Vergißmeinnicht, Kampanula im dunkelsten Veilchenblau, Akelei und dazwischen lange blendendhelle weiße Streifen — Margueriten, weiße Glockenblumen.

Quer durch das leuchtende Farbenspiel der Wie-

sen zieht sich ein kristallklares, eiskaltes Bächlein, das eine Schleppe von sich herniederneigenden Blumenkronen nach sich zieht, die in dem hellen fließenden Wasser wie unter Glas liegen.

An den Berghängen rauschen dunkle Wälder von hochaufragenden Tannen und hohen Föhren mit kupferfarbigen Stämmen, mit langen schwarzen Bärten an den Zweigen und eßbaren Kernen in ihren Zapfen. Der weiche Moosboden des Waldes hat auch Blumen — eine weichere Fortsetzung des leuchtenden Gewimmels auf den Wiesen: wachsklare Pyrola, schwankende feine Linäen, rankende blaßblaue Klematis. Der Duft liegt so still im Walde, er zittert durch die Waldestiefe wie der Weihrauchduft in den Kirchen.

Das Land Tirol ist gar fromm. In der Nacht schimmert aus den vielen Kapellen in den Tälern und auf den Bergen Lichtschein heraus.

Den ganzen Tag läuten die Glocken — sie rufen früh und spät zur Kirche. Und aus den fernsten kleinen Hütten auf den Bergen ziehen die Kirchgänger an jedem Sonntagmorgen zu Tal; beim ersten blassen Tagesgrauen gehen sie von Hause weg, um rechtzeitig zum Hochamt in ihre Kirche zu kommen.

Auf den weißen Häusermauern in den Dörfern kämpft im Bilde der heilige Georg mit dem Drachen, oder der heilige Martin schneidet seinen breiten

Reitermantel mitten durch, um mit der einen Hälfte einen nackten Bettler zu kleiden. Und selbst drin im tiefsten Waldesdunkel an der Berglehne, wo es so wild und öde, so eingeschlossen ist, daß man die Angst da drinnen förmlich auf der Lauer liegen fühlt, hängt ein Heiligenbild, das die Einsamkeit mit einem teilen und einen beruhigen will. Oder einer der hohen Föhrenstämme trägt die Inschrift: „Gedenket der Toten! Betet für die Toten!“ damit der Schauder, der einen beim Gang durch diesen dunklen Wald unwillkürlich erfaßt, zu einem Gebet werde für die, so schon durch das große Tal des Todes gegangen sind. — —

Ein zähes, bedächtiges Geschlecht wohnt im Land Tirol, etwas langsam in seinem Tun, aber von gesunder Sinnesart, das Herz auf dem rechten Fleck, mit rotem Blut in den Adern, selbst wenn es ein wenig schwer und träge fließt. Ohne Adlerflug — trotz des Adlers im Schild — die Wurzeln tief in der Erde, tief in dem heimatlichen Boden, aber mit einem starken, stillen Vermögen, in die Höhe zu wachsen.

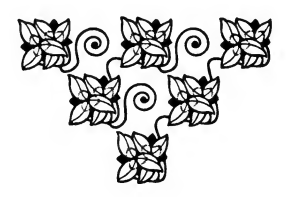
Was von Erde ist, kann nicht zum Himmel fliegen; aber es kann zu ihm hinaufwachsen. Und je tiefer die Wurzeln in den Boden eindringen, desto höher kann es zum Licht hinaufdringen.

Wie ein Stück Himmel taucht es vor einem

auf, das Land Tirol — wie goldumsäumte Wolken am Horizont . . .

Aber es zeigt sich doch als „Erde“, wenn man sich darin eingelebt hat — als Erde, mehr als an manchem anderen Ort. Die Erde, von der der Mensch genommen ist — die einen Menschen so ganz verschlingen kann, daß er selber wieder zu Erde, ja ganz vererdet wird — aber auch zu der Erde, aus der der Mensch auferstehen kann. — — —

Noch vieles könnte über das Land Tirol und das Volk, das dort haust, gesagt werden, ja, und es müßte noch viel besser gesagt werden. Aber niemals könnte jemand so viel darüber sagen, als für den Einzelnen in dem einen Ausspruch liegen kann: „Im Land Tirol“.



Kaspar Zinglers Herz

Kaspar Zinglers Herz



Damals, als Kaspar Zingler sich verheiratete, sagten alle Mädchen in Kortsch, ein so schläfriges, verdrossenes und gefühlloses Mannsbild nehme nur eine, die keinen andern bekommen könne.

Kaspar hatte seit Jahren mit seiner Schwester Anna zusammengewohnt, und er meinte selbst, es sei am besten so, — denn daran sei er nun einmal gewöhnt. Aber eines Abends überraschte Anna ihn sehr, indem sie sagte: „Du, Kaspar, morgen begräbt doch der Vetter Hans seine Frau, und dann sitzt er mit den beiden großen Buben ganz hilflos daheim. Heiraten kann er nicht wieder, ehe Jahr und Tag um sind, du aber kannst das morgen tun, wenn du Lust hast. Deshalb habe ich gedacht, es wäre am richtigsten, wenn ich jetzt zu ihm zöge."

Kaspar überlegte sich ihre Worte eine Weile. Das kam ihm sehr unerwartet! Dann öffnete er seinen großen Mund zu einem bestimmten Widerspruch; denn er dachte ja gar nicht daran, sich zu verheiraten.

Aber da ging ihm auf einmal ein Licht darüber auf, daß Anna vielleicht daran dächte und meinte, hier sei eine Gelegenheit dazu, die sie sich nicht entgehen lassen dürfe.

Kaspar hatte zwar geglaubt, sie habe solche Gedanken längst aufgegeben; aber wenn ein Frauenzimmer darauf aus ist, einen Mann zu bekommen, dann ist gar nichts mehr mit ihr anzufangen. Und es wäre ja wirklich möglich, daß der Vetter Hans schließlich anbeißen würde, trotz der bissigen Reden, die ihrem etwas zahnlosen Mund ab und zu entschlüpften, wenn er sich nur erst an ihre Gegenwart in seinem Haus gewöhnt hatte.

Kaspar sagte deshalb nur: „Ja, Anna, aber wen sollte ich denn dann nehmen?"

„Nachbars Bethi natürlich. Die hat mich alle Tage, die Gott gibt, hier wirtschaften sehen. Das ist dann fast ebenso, wie wenn ich selbst da wäre. Und sie möchte von daheim fort, sie hat es ja nicht allzu gut bei dem Stiefvater."

Am Tag nach dem Begräbnis redete Anna mit dem Vetter Hans darüber, daß sie zu ihm kommen wolle. Dann ging sie zum Nachbar hinein, und kurze Zeit nachher erschien Kaspar beim Pfarrer, um das Aufgebot zu bestellen.

Als Anna auszog und Bethi einrückte, brachte das weiter keine Veränderung im täglichen Leben

mit sich. Bethi war nicht schön, hatte eine etwas flache Brust und einen runden Rücken und war über die erste Jugend hinaus; aber das war ja Kaspar auch, und dann brauchte er auch das Getue nicht mit ihr zu haben, dessen ein Mann so bald überdrüssig wird.

Kaspars Haus war hübsch und weiß angestrichen; es hatte ein neues Dach, und der heilige Antonius war über der Türe gemalt. Außerdem war Kaspar auch noch der Besitzer von zwei prächtigen gelblich-grauen Ochsen, die nicht ihresgleichen in der ganzen Umgegend hatten, sowie von drei Kühen, zwei Schweinen, zwei Ziegen und vielen Hühnern. Er hatte einen Knecht, der beim Melken und bei der Feldarbeit half; aber Anna hatte die Haushaltung ohne Dienstmagd versorgt, und das mußte Bethi nun auch. Anna hatte sie überdies recht gut geführt, meinten die älteren Leute im Dorfe, und davon war Kaspar auch in erster Linie überzeugt.

Nun ging so anderthalb Jahre lang alles recht und gut. Aber dann meldete sich ein Ereignis an, das in das Ganze recht störend eingriff, und da wird sich niemand verwundern, daß Kaspar etwas verstimmt darüber war. Bethi kränkelte; sie konnte nicht so viel leisten wie sonst und klagte schließlich über die kleinste Handreichung, die sie tun sollte. Und Kaspar selbst sah auch schwer dran hin, daß

er nun bald so einen kleinen Schreihals in seinem Haus haben sollte, der einem bei Tag und bei Nacht keine Ruhe ließ. Und schließlich mußte er Hals über Kopf gen Schlanders nach der Hebamme zu den unbequemsten Zeiten — ja sogar zweimal — ohne daß es doch etwas gewesen wäre.

Deshalb konnte es auch Kaspar niemand verdenken, daß er es beim drittenmale, wo Bethi wieder meinte, jetzt werde es gewiß etwas, bedächtiger zu Werke ging.

Es sei kein Grund vorhanden, daß er sich die Lunge herauslaufen solle, dachte er, während er vom Wege abbog. Ging ihm die Pfeife aus, nahm er sich Zeit, sie wieder zu stopfen. Und als der Vetter Hans quer über die Wiese daherkam, um wegen der Ochsen, die er entlehnen wollte, ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden, da blieb Kaspar stehen und beredete die Sache ordentlich mit ihm.

Als dann Kaspar schließlich mit der Hebamme Lisel zurückkam, bot sich ihm ein jammerwürdiger Anblick dar: Bethi lag halb bewußtlos auf der Bank — das Kind war geboren und auf den Boden gefallen.

Wenn Kaspar zum Mittagessen von der Arbeit hereinkam, pflegte er zwischen jedem Mundvoll nach der Wiege hinüberzuschielen, in der das Kleine lag — meistens ganz unbeweglich und ohne

einen Laut von sich zu geben, wie in einem beständigen Schlummer. Wenn dann die Mahlzeit beendigt war, stellte er sich wohl vor die Wiege und ließ seine große silberne Uhr in der Sonne hin- und herschwanken. Gewöhnlich schien das Kind sich gar nicht darüber zu freuen, ja es nicht einmal zu sehen; aber wenn es ab und zu mit den blauen Augen zwinkerte, oder wenn der Schimmer eines Lächelns über das winzige Gesichtchen hinhuschte, dann sagte Kaspar gleich: „Nein, sieh einmal, wie sie lachen kann! Wie sie sich freut, wenn Vater mit ihr spielt!"

Aber am Morgen und am Abend, wenn das Kind gewartet wurde, machte er sich immer unter irgend einem Vorwand aus dem Staube. Denn sobald man das kleine Geschöpf anrührte, schrie es jämmerlich und unaufhörlich.

„Sie kann es nicht leiden, wenn man sie auszieht und waschen will. So ein kleines Ding hat auch schon seine Mucken."

„Ach freilich," sagte Bethi, die an das Schreien jetzt so gewohnt war, daß es ihr fast nicht mehr auffiel.

„Wenn es so weiter geht, wird sie für die Wiege zu groß, ehe sie ein Jahr alt ist. So ein großes, gesundes Mädchen!" Das sagte Kaspar jedesmal, wenn er die Kleine jemand zeigte. Denn er wußte

wohl, daß jedermann sogleich dachte, wie klein sie da zwischen den Kissen liege, und wie ein Monat um den andern vergehe, ohne daß sie größer würde.

Da sagte Bethi eines Tages: „Es ist doch nicht ganz richtig mit ihr. Du wirst sehen, es sitzt im Rücken."

Zornig und mit rotem Kopf fuhr Kaspar auf. „Warum hast du das nicht schon lange gesagt? Wozu bist du denn die Mutter! Du müßtest doch wissen, ob deinem Kind etwas fehlt oder nicht!"

„Hätte ich es doch damals verhindern können, daß es auf den Boden gefallen ist. Denn daher kommt es ja."

„Ja, auch das noch!" Kaspar wurde noch heftiger, als er entdeckte, daß er Bethi noch mehr vorwerfen konnte.

„Aber das ist nicht leicht, wenn man außer sich ist vor Schmerzen und es nicht schon öfters durchgemacht hat."

„Jetzt gehe ich zum Doktor," sagte Kaspar, indem er nach seinem Hut griff.

„Meinst du denn, es sei notwendig? Ich habe schon gedacht, Lisa könnte uns vielleicht etwas geben, womit man sie einreiben würde."

„Jetzt gehe ich zum Doktor," wiederholte Kaspar nachdrücklich. „Sie hat doch einen Vater, ja, das hat sie, die Kleine."

Der Arzt untersuchte das Kind, und natürlich stand es schlimm mit dem Rücken. Warum man denn nicht früher nach ihm geschickt habe, fragte er.

Kaspar nickte seiner Frau bedeutsam zu. „Da hörst du es selbst! Wozu bist du die Mutter, wenn du es nicht früher gesehen hast?"

Aber Bethi wußte, wie es sich verhielt; man dachte nie an den Doktor, bis man ganz sicher war, daß es sich wirklich um etwas Schlimmes handelte. Und das Übel lag hier wohl auch noch weiter zurück. In dem Sommer, ehe das Kind geboren wurde, hatte im Gasthaus zur Post eine Dame aus fremden Landen mit einem kleinen hellblonden, schwächlichen Töchterchen gewohnt. Das Kind saß meist im Freien mit einem kleinen Buch im Schoß, in das sie mit ganz dünnen, beweglichen Fingern zeichnete. Sie hatte auch Kaspars Haus gezeichnet und war oft da vorübergekommen. An diesem Mädchen hatte Bethi sich versehen. Als dann die Kleine zur Welt kam, glich sie weder ihrem Vater noch ihrer Mutter, sondern genau dem fremden blondlockigen Mägdlein aus den fernen Landen — und deshalb mußte sie nun auch so schwächlich werden, wie das andere Kind gewesen war.

Eins nur könnte hier helfen: wenn man das Kind zu dem großen Gnadenbild in der Kirche des Pfarrdorfs hinuntertragen würde, wo die vielen

aus Wachs gebildeten Füße und Hände hingen, sowie alle die goldenen und silbernen Herzen von solchen, die geheilt worden waren. Vielleicht würde „Unsere liebe Frau vom Flusse“ sich auch über dieses arme Tröpfchen erbarmen.

Es war beinahe lächerlich, wie Kaspar Zingler mit seinem kleinen, verwachsenen Mädelchen Staat machte. Bethi, die sich nach der Geburt des Kindes nie mehr ganz erholt hatte, starb, ehe es fünf Jahre alt war; aber Kaspar war Vater und Mutter zugleich für die Kleine, ja noch mehr.

Anna schüttelte oft den Kopf. „Sie soll doch wohl nicht zur Prinzessin erzogen werden,“ sagte sie oft.

Anna war als Witwe wieder zu Kaspar gezogen; Vetter Hans war gestorben, die beiden jungen Stiefsöhne hatten Hals über Kopf geheiratet, und der eine von ihnen hatte den Hof übernommen. Aber Anna hatte den Hof mit ihrer verheirateten Frauenwürde und einem ordentlichen Batzen in der Tasche verlassen. Außerdem mußte ihr auch der Stiefsohn noch einen jährlichen Nießbrauch bezahlen.

Es brachte keine nennenswerte Veränderung mit sich, als Bethi auf den Kirchhof hinaus- und Anna wieder einzog. Und doch fehlte Kaspar eines, nachdem sein Weib nicht mehr da war; jetzt hatte er

niemand mehr, den er die Kränklichkeit des Kindes hätte entgelten lassen können. So oft er die kleine verwachsene Gestalt ansah, ging ihm ein Stich durchs Herz, nicht nur, weil sie ihm so innig leid tat. Für diesen Schmerz jemand anders verantwortlich machen zu können, das war ihm sehr angenehm gewesen, und so oft er sich einstellte, wußte er gar nicht, was er seiner kleinen Dirn alles zu liebe tun sollte.

Vor seinem Haus auf einem sonnigen Plätzchen, wo vorher nur ein paar Kehrichthaufen gelegen hatten, ließ Kaspar ein kleines Gärtchen anlegen — es war der erste und einzige Garten in Kortsch — mit einer Menge bunter Blumen darin. Er ließ sich den weiten Weg nicht verdrießen, um Samen von recht schönen Blumen zu bekommen. Das Kind liebte die Sonne und rote Blumen und nun saß es draußen auf einem Bänkchen, das ihr der Vater zusammengezimmert hatte.

Dann hatte er durch den Postillon ein hübsches gelb angestrichenes Wägelchen heraufbringen lassen, in dem er die Kleine selbst fuhr, hinauf unter die großen Kastanienbäume an der Berglehne, denn sie mußte gleich so schwer atmen, wenn sie weit gehen sollte; und wenn sie sich gern ein wenig umgesehen hätte, trug er sie auf seinen Armen den Abhang hinauf.

Eine Puppe hatte er ihr auch verschafft, mit

dieser spielte sie dann ganz allein; sie zog sie an und aus, wiegte sie in Schlaf und sprach mit ihr, wie eine verständige kleine Mutter.

Sich herumtreiben und ausgelassen sein wie andere Kinder, das konnte sie freilich nicht, und sie ging ihnen auch am liebsten aus dem Weg. Kaspar konnte sich das nicht anders erklären, als daß die Kinder sie wegen ihres Leidens berufen müßten; Kinder wissen es ja nicht besser.

Übrigens waren die Erwachsenen in Kortsch in diesem Stück auch nicht klüger. Dem einen oder andern fiel es wirklich ein, vor dem Kinde ganz laut zu sagen: „Sie wächst aber auch gar nicht, das arme Tröpfchen. Man sieht es deutlich, der Rücken wächst immer mehr heraus. Ach nein, sie wird doch nur ein Krüppel."

Im Anfang stimmte Anna damit überein. „Ach, heilige Mutter Gottes, ja — es wäre wahrhaftig besser gewesen, wenn sie sich damals, wo sie auf den Boden fiel und sich den Rückgrat verletzte, gleich zu Tod gefallen hätte, das arme Wurm!"

Aber als Kaspar das einmal hörte, hatte er die Fäuste geballt und gesagt: „Wenn du das noch ein einzigesmal sagst, dann kannst du dich gleich nach einem andern Vetter Hans umsehen. Bei mir gibt es dann keinen Platz mehr für dich."

Er hoffte nur, die kleine Dirn werde die harten

Worte nicht verstanden haben. Aber eines Tages, als Kaspar nach dem Essen in dem Gärtchen, auf das er so stolz war, seine Pfeife rauchte, hörte er, wie das Kind zu seiner Puppe, mit der es auf dem Bänkchen spielte, sagte: „Ich möchte dir ein paar von den schönen roten Blumen pflücken, aber dann mußt du indessen ganz ruhig liegen bleiben, sonst könntest du hinunterfallen und dir den Rücken verletzen. Und das wäre für dich selbst am schlimmsten, da wäre es noch besser, wenn du dich gleich zu Tode fielst — das wirst du doch begreifen."

Kaspar ging schnell aus dem Gärtchen hinaus und hinüber auf seinen Acker. Sein Gesicht war dunkelrot vor Zorn. Auf dem Wege lief er dem Pfarrer in die Hände, der ihn wie gewöhnlich anhielt und fragte, wie es daheim stehe.

„Ich denke eben darüber nach, wie sonderbar die Leute hier in Kortsch doch sind," antwortete Kaspar; denn dem Pfarrer konnte man alles sagen. „Es ist, als hätten sie auch nicht eine Spur von Herz im Leibe."

„So sonderbar sind die Leute an andern Orten auch," sagte der alte, freundliche Pfarrherr. „An dem Herzen, das wir von Natur haben, ist nicht viel Gutes. Irgendwo in der heiligen Bibel wird es auch mit einem Stein verglichen."

Ja, ein Stein — das war das rechte Wort! So ein richtiger Feldstein mußte es sein, den diese Leute

in der Brust trugen, wenn sie so ein kleines, goldhaariges Dirnlein ansehen konnten, ohne daß ihnen das Herz aufging und ihnen lauter gute, freundliche und ermunternde Worte auf die Zunge traten, die dem Kinde sein Los nicht noch schwerer machten.

Und was für ein Gesichtchen hatte das Kind! Ein wahres Engelgesichtchen, über das man weinen und lachen hätte mögen; wenn man es nur ansah, wurde man gleichsam ein besserer Mensch.

Und was für Fingerchen sie hatte! Die dünnen, beweglichen, farblosen Fingerchen mit den runden Nägeln waren nie müßig, immer mußten sie irgend etwas tun. Alles, was die guten Klosterschwestern, die fleißig nach ihr sahen, ihr zeigten, machte sie sofort nach. Sie war kaum zehn Jahre alt, als sie schon so hurtig klöppeln konnte, daß die kleinen Klöppel nur so umeinanderrasselten; und große weiße Lilien aus Papier und künstliche Blumen aus Silberdraht für die Kirche, sowie kleine aus Stroh geflochtene Körbchen konnte sie machen.

So oft Kaspar in der Stube war, blieb er eine Weile stehen und betrachtete seine kleine Dirn, die drüben am Fenster saß und mit irgend einer Arbeit eifrig beschäftigt war. „Nein, wie deine Finger doch umeinanderspringen," sagte er. „Wie wenn sie verhext wären. Es wird mir ganz schwindlig, wenn ich zusehe."

Dann hob sie wohl ihr bleiches, ernstes Gesichtchen zu ihm auf und sah ihn ruhig und vergnügt an, mit dem Schimmer eines Lächelns in den blauen Augen.

Das war ganz anders, als wenn sie sich zwang, mit dem ganzen Munde zu lachen — dann war sie immer über irgend etwas erschrocken, wollte es aber nur nicht zeigen, das wußte Kaspar. Das Lächeln, bei dem ihr Mund aussah, als könnte er sich ebenso gut zum Weinen verziehen, ja, das kannte er von allen den Gelegenheiten her, wo andere über ihre Gebrechen schwatzten wie das Vieh, das keinen Verstand hat — aber leider nicht auch ohne Stimme ist wie dieses — und auch immer von den Tagen her, wo sie in die Schule ging, oder von dort wieder heimkam.

Der Lehrer lobte sie, weil sie im Lesen und Rechnen geschickt war, und die andern Kinder ließen sie doch wohl auch nicht jeden Tag hören, daß sie ein Krüppel sei; aber sie ging nie in die Schule, ohne Kaspar mit dem Lächeln zuzunicken, das andeuten sollte, daß sie vergnügt sei, und doch so angstvoll war, daß es ihm ins Herz schnitt.

Als sie ein richtiges Schulmädchen geworden war, hatte Kaspar von einem herumziehenden Krämer einen Jungfrauenkranz gekauft wie die andern Mädchen auch hatten, damit sie bei den großen Festen mit in der Prozession gehen könnte.

Er hatte ihn nicht weiß und grün genommen, wie die Kränze der meisten andern Kinder waren, sondern leuchtend blau, von großen Vergißmeinnichten, obgleich er einer der allerteuersten war und ihm das Geld sonst nicht so lose im Beutel saß.

Als das kleine Mädchen den Kranz in seinen Händen hielt und ihn auf ihrem schönen blonden Haar probieren sollte, stieg eine leichte Röte in die farblosen Wangen. Sie kroch auf einen Stuhl hinauf und betrachtete sich in dem kleinen runden Spiegel an der Wand. „Wenn ich jetzt nur auch einen geraden Rücken hätte, wie die andern, ja dann würde ich ganz hübsch aussehen, nicht wahr?"

Das war das erstemal, daß sie mit ihrem Vater darüber sprach, und es würgte ihn im Hals, daß er nur schwer eine Antwort herausbrachte. Aber dann rief er: „Hübsch! Du bist viel hübscher als alle andern, ja, das bist du, selbst wenn sie so gerade sind, daß — daß sie sich ganz nach hinten biegen."

Sie pflegte sonst nicht zu lachen, die kleine Dirn — aber jetzt, bei seinen Worten, schienen ihre blauen Augen zu lachen, nicht nur zu lächeln, nein ordentlich zu lachen.

Aber als sie dann am Frohnleichnamsfest mit in der Prozession ging, und er von der Gruppe der Männer zu ihr hinüberschaute, so oft der Zug

hielt, da hatte sie das entsetzte Lächeln um den unnatürlich verzogenen Mund. Und er wußte, daß sie dort unter ihrem blauen leuchtenden Kranz ganz verschüchtert und scheu und unglücklich zwischen den andern dahinzog.

In dem Herbst, wo sie zehn Jahre alt wurde, fing das kleine Mädchen an zu husten, und es wurde kurzatmiger als vorher.

Kaspar kaufte eine große Düte voll Hustenzucker für sie und behielt sie daheim; aber es half alles nichts. Dann wurde der Arzt geholt; er untersuchte die kleine, magere Brust, nickte und sagte: „Das werden wir schon überstehen!“ Aber draußen schüttelte er den Kopf: „Es ist die Lunge,“ sagte er, „die Brust leidet unter dem Druck, der vom Rücken ausgeht.“

„Aber das kann sich doch mit der Zeit geben?“ fragte Kaspar.

Der Arzt zuckte die Schultern.

Eines Tages kam Kaspar zum Pfarrer und legte eine Handvoll Geld vor ihn hin. So oft in den letzten Jahren eine Kapelle gebaut, oder ein heiliges Bildnis aufgestellt werden sollte, war Kaspar immer der erste, der mit Geld daherkam, und dann hatte er immer gesagt: „Damit meine kleine Dirn groß und gesund wird.“

Jetzt sagte er nur: „Meine kleine Dirn — — sie kann nicht mehr tragen."

„Was soll das heißen, Kaspar?" fragte der Pfarrer.

„Sie hat es ja von jeher im Rücken gehabt," sagte Kaspar, dessen Unterlippe dabei sonderbar zuckte; „aber jetzt ist die Brust auch krank — und das ist zu viel. Wenn wir jemand haben, der für uns schafft, ich will sagen, wie Martin, der bei der Kastanienernte hilft und mit Bernhard die Säcke zum Wagen hinunterträgt, dann sagen wir: ‚Jetzt ist es genug, du kannst nicht noch mehr tragen', sagen wir. Ja, und sogar bei dem stummen Vieh, das sich für uns schindet, sagen wir: ‚Nun ist's genug'."

„Ob du das aber immer gesagt hast, Kaspar, ehe die andern zu viel gehabt haben, ehe sie überladen gewesen sind?" sagte der Pfarrer mit einem leichten Kopfschütteln.

„Wir sagen es, und wenn es nur das stumme Vieh ist," wiederholte Kaspar. „Auch dem darf man nicht zu viel aufladen. Aber meine kleine Dirn — sie kann jetzt nicht noch mehr tragen. Sie kann es nicht vorne und hinten zugleich haben. Sie kann nicht! — — Und es ist auch keine Gerechtigkeit darin, denn sie ist nicht schuld daran, sondern ich."

„Was ist deine Schuld dabei?"

„An dem Tag, wo sie geboren wurde und es

so schlecht ging, da ließ ich mir alle Zeit auf dem Weg zu Lisa — es hatte mich geärgert, daß ich schon zweimal vergeblich gegangen war. Daran dachte ich immerfort auf dem Weg — sonst an nichts."

„Nun, es ist doch nicht gewiß, ob du trotzdem zeitig genug nach Hause gekommen wärest, Kaspar — aber es ist gut, wenn man mit sich selbst zu Gericht geht, auch für die eigenliebigen Gedanken."

„Ich habe es früher nicht so eingesehen — nicht einmal, wenn ich zur Beichte ging; aber jetzt kann ich den Gedanken gar nicht mehr los werden. Es ist mir immerfort, als ginge ich da draußen in aller Gemächlichkeit und sagte zu mir selbst: ‚Lauf dich nur nicht außer Atem — laß deine Pfeife nicht ausgehen — denn es wird natürlich auch diesmal wieder nichts daraus' — und daheim, da liegt indessen die Bethi in den Wehen, aber es rührt mich nicht ein bißchen, wenn ich daran denke. Es wird schlimmer und schlimmer bei ihr, und schließlich kommt das kleine Ding ..... Mir ist es, als sähe ich es deutlich vor mir, wie es mit seinen blauen Augen fragt: ‚Ist denn niemand da, der mich in Empfang nehmen will? Habe ich denn gar keinen Vater?' — Nein, es hatte keinen Vater. Denn während es auf dem harten Boden lag, war er draußen auf dem Wege und stopfte seine Pfeife! Und das ganze Übel stammt ja von damals her.

Aber die kleine Dirn sollte nun doch nicht dafür leiden müssen! — Es ist mir ganz einerlei, was drauf geht" — er gab dem Geld einen kleinen Schubs, daß es klirrte — „wenn es ihr doch nur helfen könnte."

„Ich werde für sie beten," sagte der Pfarrer, „und in der heiligen Messe an sie denken. Aber du mußt auch beten, Kaspar."

„Das habe ich getan. Ich bin bei allen den heiligen Bildern in der Umgegend gewesen."

„Jawohl, Kaspar, aber es handelt sich darum, sein Herz zu beugen und die Hilfe anzunehmen, wie sie sich bietet."

Kaspar wanderte heimwärts. Ja, der Pfarrer hatte gut reden, daß man es nehmen müsse, wie es komme. Es war ja nicht seine kleine Dirn. Ach, wenn er doch nur einen finden könnte — und so einen mußte es doch unter den vielen Heiligen geben — der für seine kleine Dirn das gleiche Mitleid fühlte wie er selbst, und den er anrufen könnte, und der dann gleich verstünde, daß sie nicht noch mehr tragen konnte — denn das konnte sie nicht. Und der dann den Druck von ihrer Brust wegnähme und den armen verkrüppelten Rücken gerade machte!

Als Kaspar am Brunnen vorüberkam, sah er, daß die alte Marianne sich mit einer Last Reisig da niedergelassen hatte, um auszuruhen.

Ein paar Männer standen daneben und schäkerten

mit einer drallen, rotwangigen Magd, die Wasser holte; aber keines von den dreien gab auf die Alte acht.

„So sind die Leute in Kortsch," dachte Kaspar. „Da stehn die Lümmel und tun schön mit der Gretel, und keinem von ihnen fällt es auch nur mit einem Gedanken ein, wie müde der alte abgerackerte Tropf aussieht! Nein, es ist wie der Herr Pfarrer sagt, man könnte meinen, sie hätten einen Stein in der Brust" — — „Komm, ich will dir dein Bündel heimtragen, Marianne," sagte er plötzlich, indem er sich zu der Alten hinunterbückte. „Du kannst ja fast nicht mehr."

Jetzt sahen die Burschen und das Mädchen nach dieser Seite, ebenso erstaunt wie die Alte selbst darüber, daß Kaspar Zingler sich um eines andern Menschen willen Mühe machte.

Am nächsten Tag beim Kastanieneinheimsen sagte Kaspar mehrere Male zu Martin: „Laß dir Zeit, Martin, und gönne dir dazwischen ein bißchen Ruhe. Nein, nicht so viel auf einmal! Wenn wir heute nicht fertig werden, dann ist ja morgen auch noch ein Tag."

Aber die ganze Zeit war es ihm, als müsse er jemand zu der Erkenntnis bringen, daß man es so bei den andern machte, und daß seiner kleinen Dirn nicht noch mehr auferlegt werden dürfe. Denn sie konnte nicht — sie konnte nicht noch mehr tragen.

Die Tage wurden kürzer, die Herbststürme fuhren klagend ums Haus herum, und die gelben Blätter fielen von den Bäumen. Auf den Wiesen um Kortsch her steckten die Herbstzeitlosen ihre blassen, wie Seide glänzenden Blätter aus der braunen Erde heraus; sie schwankten im Winde und schüttelten ihre Kelche, wie wenn sie sich verwunderten, was sie eigentlich da sollten, mitten in dieser rauhen, düsteren Welt, in die sie gar nicht paßten.

Kaspars kleine Dirn wurde schwächer. Sie hustete, wie wenn die zarte Brust zerspringen sollte, und sie wurde immer magerer, obgleich Kaspar immer wieder den Doktor holen ließ und aus der Post in Schlanders von dem feinen Essen für sie holte, daß Anna ganz feindselig drein sah und meinte, das sei nichts für Christenleute, sondern für solche, wie die Fremden drunten, die ja, wie man wohl wisse, halbe Heiden seien. —

Weihnachten war da. So schöne Sachen hatte man in Kortsch noch nie gesehen, wie das Christuskind Kaspars bleicher kleiner Dirn über den weißen Schnee brachte. Kaspars eigene Beine und sein Geldbeutel fühlten es am besten — aber die Gesundheit lag nicht zu oberst auf dem Paket, wie er versprochen hatte.

So oft die Atemnot oder ein böser Hustenanfall ihr die arme Brust zerriß, richtete die Kleine ihre

fieberglänzenden blauen Augen auf Kaspar, und in ihnen las Kaspar eine stumme angstvolle Frage, die er ebenso gut verstand, wie wenn sie ausgesprochen worden wäre.

„Doch, auf den Sommer," antwortete er sogleich und nickte ihr mit seinem großen Kopf ermunternd zu. „Wenn die Sonne wieder warm scheint und die Blumen im Garten hervorsprießen und sagen: ‚Hier sind wir!' — dann wird mein liebes Dirnlein auch wieder gesund. Dann gleich. Ja, im Sommer, dann wollen wir — —"

Er konnte ihr nicht genug erzählen, was sie dann alles tun wollten. Ehe es zu warm würde, wollten sie mit der Post nach Meran hinunter zum Ohm Andreas, der dort einen kleinen Handel mit geschnitzten Holzwaren hatte. Dort gäbe es Häuser so hoch wie die Kirche in Schlanders, und dort trügen alle Frauenzimmer Hüte, und Gärten gäbe es, die schöner und größer seien als der Kirchhof. Und dann wollten sie — ja, jedesmal kam etwas Neues dazu. Kaspar war sonst herzlich wenig erfinderisch, aber nun war es ganz unglaublich — für ihn selbst in allererster Linie — was er alles ausdenken konnte.

„Zum Sommer wird alles gut," schloß er immer.

„Auch mein Rücken?" fragte das kleine Mädchen einmal.

„Ja, auch dein Rücken," sagte er, und aus seiner Stimme klang eine Überzeugung, die nicht zu erschüttern war. Er glaubte schließlich selbst, es sei weder erlogen noch gemacht, daß er das, was er zu ihr sagte, auch vollständig wahrhaftig glaubte.

Zum Sommer —

Aber der Winter kann lange dauern — auch in Kortsch.

Kaspar warf ein Scheit Holz ums andere in den Ofen; aber das rote Feuer konnte den bläulichen Schimmer von den dünnen Fingern des kleinen Mädchens nicht verjagen, von diesen Fingern, die jetzt so ruhig in ihrem Schoße lagen; sie waren zu müde, um sich mit einer der früheren kunstfertigen Arbeiten zu beschäftigen, oder ihre eiskalten Füße zu wärmen, die so schwer auf den Boden hinabhingen. Es war, als sammle sich alles rote Blut, das noch in dem mageren Körper war, auf ihren beiden Wänglein.

Wenn Kaspar im Zimmer war, kauerte er oft vor dem Stuhl des Kindes nieder und hielt dessen bloße Füße zwischen seinen großen, warmen Händen, bis sie wieder ein Gefühl bekommen hatten. Und wenn sie sagte, das tue ihr so wohl — was tat es dann, wenn das Essen kalt wurde und er sein Mittagsschläfchen drangeben mußte!

Jeden Morgen, wenn er Anna half, das Kind anzuziehen und es auf den Korbstuhl am Fenster zu tragen, und dabei merkte, wie seine kleine Dirn immer mehr zusammenfiel und ihnen immer kraftloser zwischen den Händen wurde, dachte er: „Wenn sie nun nicht mehr aufstehen kann, was dann?"

Ach, der Eine, der Eine, der sich darum kümmerte, daß seiner kleinen Dirn nicht noch mehr aufgeladen werden durfte!

Dies war ein langer Winter, auch in Kortsch. Aber endlich begann der Schnee seine weiße Schleppe immer höher an den Berglehnen hinaufzuziehen; überall im Tale rieselte das frische Leben als lustige helle Quellen hervor; man atmete leichter, weil man wußte, daß sie die ersten Vorläufer der guten Zeit waren, der erste handgreifliche Beweis, daß das „zum Sommer" nun verwirklicht werden könnte.

Die Kinderschar des Dorfes stürmte aus den engen Stuben heraus und tummelte sich in der Frühlingssonne. Der frische Klang von Spiel und Leben schallte zu Kaspars kleinem Mädchen herein.

„Nein, wie gesund sie sein müssen!" sagte sie mit großen überraschten Augen.

An einem der letzten Tage des März, als Kaspar den Doktor zur Tür hinausbegleitete und nach seiner Gewohnheit mit etwas feuchten Händen und einem

unsicher fragenden Lächeln draußen stehen blieb, sagte der Doktor: „Ja, jetzt treibt sie es nicht mehr lange. Wenn die Bäume die Blätter verlieren oder bekommen, dann nimmt es solche Kranke — das Frühjahr wird sie wohl nicht überleben."

Kaspar stand ganz stumm da, aber seine Stirne legte sich in tiefe Falten, wie wenn diese einfachen Worte nicht zu ergründen wären.

Dann sagte er mit sonderbar fremder Stimme und einem harten Lachen: „Nun, sterben kann sie wenigstens nicht, sie hat ja noch nie ordentlich zu leben angefangen."

„Ja, es gibt freilich viele, die es nicht so weit bringen," entgegnete der Arzt. „Ich weiß nächstens nicht mehr, ob man leider oder desto besser sagen soll."

Kaspar blieb mit gerunzelter Stirne und geballten Fäusten unter der Tür stehen und starrte dem Arzte nach. „Desto besser!"

O ja, warum auch nicht. Er hatte ja keine kleine Dirn, der Doktor — nur die beiden langen Taugenichtse von Söhnen, die er vielleicht nicht einmal los werden könnte, wenn er es noch so sehr wünschte — weil, nun weil Unkraut nicht verdirbt.

Der Doktor wußte nichts davon, wie das war, wenn man eine kleine Dirn hatte, die in ihrer ganzen Kindheit nie einen gesunden Körper und niemals einen einzigen so recht vergnügten Tag gehabt hatte.

Die gleichsam immer in der Strafecke gesessen hatte, von allem ausgeschlossen — und die nun nicht einmal weiterleben sollte! Die nicht einmal in ihrem armen Winkel sitzen bleiben durfte und das bißchen Sonne genießen, das vielleicht da hineinscheinen mochte.

Hatte nicht dieser Doktor ganz ruhig dagestanden und das Todesurteil über sie ausgesprochen: Ja, der hatte auch recht viel von einem steinernen Herzen in sich!

Von ihrer Geburt an, ja vom ersten Tage an war ihr nur immer und immer noch mehr aufgeladen worden — mehr als sie tragen konnte, mehr als Verstand und Menschlichkeit begreifen konnten — und das sollte nun noch nicht genug sein, nun sollte sie auch noch sterben.

Sterben — sterben! — Nein, nein, das war unmöglich! — Warum würde denn dann der Sommer kommen? Womit sollten sich dann seine Gedanken beschäftigen — wofür sich abmühen — wofür leben? Warum sollte denn dann die Sonne morgens aufgehen? Dann stand ja alles still. — Es hatte allerdings eine Zeit gegeben, wo die kleine Dirn nicht dagewesen war, aber diese Zeit konnte er sich jetzt gar nicht mehr vorstellen. Das ganze Haus mit seinem Garten und Stall, mit Ochsen und Kühen und mit dem heiligen Antonius über

der Türe, ganz Kortsch, alle Berge ringsumher, und Meran drunten — alles war ja nur für sie da! War sie nicht mehr da, dann hatte alles keinen Zweck mehr. Dann konnten alle Leute in Kortsch hingehen und sich begraben lassen — dann war gar nichts mehr da. Es kam ihm geradezu lächerlich vor, sich das nur auszudenken — ganz unmöglich war es!

Sterben — sterben ... Ach nein, nein, nein! So ein kleines Ding, dem es immer nur schlecht gegangen war — das durfte nicht auch noch sterben! Das wäre zu viel von ihr verlangt! Sie war ja nur ein kleines, gequältes, verschüchtertes Kind. Sie konnte — konnte nicht noch mehr tragen!

Nein — aber wer kümmerte sich darum, daß sie es nicht konnte!

Wie Verzweiflung überkam es ihn, daß er den einen, der sich über sie erbarmen würde, nicht finden konnte, oder — ihn nicht mit Namen nennen konnte, damit er ihm das Herz rühre!

Aber am Ende war er selbst schuld, er konnte vielleicht nicht richtig beten. Das, was in seinem Herzen so laut um Hilfe für seine kleine Dirn schrie, konnte er nicht aussprechen.

Wenn er bei einer Kapelle oder bei einem Wegkreuz anhielt, wenn er am Abend vor seinem Bette niederkniete, sagte er vor jedem Vaterunser und vor

jedem englischen Gruß „Für meine kleine Dirn“. Denn alle seine Gebete sollten für sie sein! Und wie oft hatte er in der Kirche eine heilige Messe für sie lesen lassen!

Aber es hatte nicht geholfen. Und es war ihm auch noch nicht genug — denn diese Worte über sie waren gar nicht so recht herzbewegend.

Wenn er an dem rechten Ort ein rechtes Gebet für sie sprechen könnte — das müßte helfen können! Ein Gebet, das in guten, klaren, verständigen Worten darstellte, wie es war, so daß es jedermann einsehen müßte — es gerade so aufnähme, wie es bei jedem Schlag seines Herzens stöhnte: „Meine kleine Dirn, sie darf nicht sterben!“

Eines Abends, als Kaspar in Schlanders neben dem Gasthof zur Post stand und mit dem Postillon Peter Reinstadler sprach, sagte dieser ganz zufällig, seine Mutter in Bozen sei todkrank gewesen, aber sein Bruder sei für sie den Calvarienberg hinaufgewallfahrtet und habe bei jeder von den Leidensstationen dort gebetet, und nun sei die Mutter wieder so gesund wie der Fisch im Wasser.

„Da sieht man's,“ sagte Kaspar. „Da sieht man's.“

Als er abends mit Anna und der kleinen Kranken in der Stube saß, sagte er, er wolle morgen in aller Frühe mit der Post nach Meran, um zu sehen,

wie der Ohm Andreas in seinem neuen Haus eingerichtet sei. „Ob wir bei ihm übernachten können, wenn wir nun bald hinunterreisen."

Aber nachdem das Kind zu Bett gebracht war, fügte er hinzu: „Ich will zugleich auch nach Bozen, um die Mutter des Reinstadlers zu besuchen, die todkrank gewesen, jetzt aber wieder so gesund sei, daß man sich nicht genug verwundern könne. Ja, man müsse sich baß verwundern! Und mit der Eisenbahn sei es allem nach nur noch eine Stunde weiter."

Wie ein wenig verletzt erwiderte Anna: „Das nächstemal fährst du wohl gleich bis Hamburg?"

Von Hamburg hatte sie reden hören — denn des Postmeisters Martha war ja im vorigen Jahre mit einer reichen Familie hingezogen — und nun bedeutete Hamburg für sie einen ganz verkehrten Ort — ohne Berge, wo die Welt aufhörte.

Wenn man überhaupt das gottlose Beförderungsmittel, das sie nie gesehen hatte, benützen wollte, warum nicht gleich bis ans Ende der Welt?

Am nächsten Tag ging Kaspar Zingler den breiten Kreuzweg zum Calvarienberg hinauf. Es war ihm, als trage er seine kleine Dirn auf den Armen. Er wollte sie vor jeder der kleinen Kapellen niederlegen, und nach jedem der vorgeschriebenen Gebete für so einen Kreuzgang wollte er dann für sie beten. Allen ihren Jammer und ihre Not mit

Worten darstellen, die einen Stein erweichen würden — die helfen können mußten.

Sein ganzes Herz war zum Überlaufen voll von dem, was er für sie sagen wollte, heute mußte es heraus!

Er kannte ja die Leidensstationen von daheim — von der Kirche und von verschiedenen anderen Orten her. Er kannte sie auswendig, alle vierzehn, ohne daß er sich erinnern konnte, wann er sie gelernt hatte. Aber es ist merkwürdig, wie längst bekannte Dinge einem oft ganz neu werden!

Hier konnte es daher kommen, weil die ganze Umgebung ihm fremd war und deshalb alles so ganz anders aussah, oder weil die Figuren in den kleinen Kapellen nicht die ihm wohlbekannten waren, sondern in Lebensgröße freistehende Figuren, die man fast für lebendig hätte halten können. Er mußte sie jedenfalls immer wieder so recht genau ansehen. Und dabei kamen ihm allerlei Gedanken; das war bei den Leidensstationen daheim nie der Fall.

Hier wurde das Ganze so handgreiflich, beinahe wie wenn es jetzt gerade geschähe. Gleich bei der ersten Station fiel ihm das auf: die Verurteilung zum Tode.

Kaspar bekreuzte sich und betete wie sonst auch. „Bei diesem ungerechten Urteilsspruch, den ich so oft mit meinen Sünden unterschrieben habe —“

Aber nachdem er fertig war, blieb er ganz stumm stehen. Alles das, was er von seiner kleinen Dirn hatte sagen wollen, war ihm vollständig entschwunden.

Es ging ihm, wie es so oft geht, wenn man sich zurechtgelegt hat, was man zu einem andern sagen will — der andere fängt an zu sprechen, und dadurch wird einem das ganze Konzept verrückt.

Kaspar konnte kein Wort herausbringen; aber in seinem Herzen, da erhoben sich laute Stimmen, auf die er immerfort hören mußte . . .

„Sieh, hier ist das Todesurteil ausgesprochen worden und man kann sich ja denken, wie so ein Todesurteil tönt: durch Mark und Bein geht es; selbst von einem Donnerschlag oder einem Erdbeben würde man nichts merken — denn ein Todesurteil tönt viel schrecklicher als Donner und Erdbeben." Nein, bei dieser Station konnte nichts anderes vernommen werden.

Und sehet, wie sie schon vorher mit ihm umgegangen waren, gebunden und fortgeschleppt hatten sie ihn, geschlagen, verhöhnt und ihn angespien — sie deuteten ja jetzt noch mit den Fingern auf ihn — ihm die Dornenkrone aufs Haupt gedrückt, ihn gepeitscht, daß der Rücken ganz wund war. Und viel besser hatte er es ja auch von seiner Geburt an nicht gehabt; so heimatlos war er gewesen, daß er kein Bett, keine Wiege hatte wie andere Kinder,

sondern in einem Stall zur Welt kommen mußte, und dann war ihm auch obendrein gleich nachher nach dem Leben getrachtet worden.

Aber nun war das alles noch nicht genug, nun sollte er auch noch sterben.

Ganz ruhig saß Pontius Pilatus da und sprach das Todesurteil aus. Das Todesurteil — nein, hier konnte Kaspar nichts anderes vorbringen, von nichts anderem reden. Er mußte warten bis zur nächsten Station.

Bei der nächsten Station, wo sie ihm das Kreuz aufluden, erklangen die Stimmen in Kaspars Herzen sogleich wieder. „Auf den wunden Rücken legten sie ihm das Kreuz, auf seinen armen, schmerzenden, wunden Rücken luden sie es ihm!"

Kaspar hatte es sich früher nie so recht klar gemacht, wie jeder Schritt, jede Bewegung ihm weh hatte tun müssen, ihn wie Feuer gebrannt haben mußte. —

Kaspar stöhnte, und er konnte sich kaum entschließen, zur dritten Station weiterzugehen. Denn das war ja die, wo er zusammenbrach — ja da sank er unter der Last des schweren Kreuzes zu Boden, und das harte Holz fiel ihm auf den wunden Rücken.

Und was sagte er, Kaspar, denn selbst? Was waren das für Worte, die er schon so oft heruntergehaspelt

hatte — die ihm aber jetzt durch die Gedanken zuckten: „Die schwere Last meiner Sünden haben dich zu Boden gedrückt."

Kaspar schauderte.

„Er kann nicht mehr, er kann nicht mehr!" ertönte es ganz laut in seinem Herzen. „Aber er muß noch mehr erdulden."

Er schaute den Berg hinauf .... Ja, noch mehr, noch mehr! Noch elf Leidensstationen, bis sie ihn ums Leben gebracht hatten, alle die steinernen Herzen. Jawohl, denn auch an anderen Orten als in Kortsch gab es steinerne Herzen, und sogar noch härtere. An denen hatte er sich gestoßen und immer wieder gestoßen, bis sie ihn zerschmettert hatten — und man ihn bei der letzten Station schließlich in das Felsengrab legte.

Kaspar betete alle die für diesen Kreuzweg vorgeschriebenen Gebete, während er langsam den Hügel hinaufwanderte — von Kapelle zu Kapelle — und dann betete er auch noch den Schmerzensvollen Rosenkranz. Und immer ertönten in seinem Herzen Worte, auf die er lauschen mußte. Aber über seine Lippen drang nicht eine einzige Silbe von dem, warum er hergereist war.

„Nein," dachte er, als er wieder unten am Hügel angekommen war, „hier kann man nichts von seinem eigenen Anliegen vorbringen; es wird da viel zu

viel zu einem selbst gesagt. Das muß wo anders geschehen."

Als er aber wieder daheim war, dachte er doch, er habe sich recht sonderbar benommen. Und er verstand nicht mehr, wie es zugegangen war, daß er alle die vielen Worte von seiner kleinen Dirn nicht herausgebracht hatte. Da hätte er sich ja die ganze teure Reise sparen können.

Aber er hatte doch gar viele Gedanken von dort mit heimgebracht. Diese wogten nun durch seine Seele. Und Joseph von Arimathia in der letzten Kapelle hatte, den Turban abgerechnet, leibhaftig wie sein verstorbener Vater ausgesehen. Der alte Benedikt Zingler hatte manches gewichtige Wort zu sagen gewußt; aber Kaspar war träge gewesen und hatte nicht so darauf gehört, wie er hätte sollen. Doch erinnerte er sich jetzt, daß sein Vater gesagt hatte: „Es kommt uns manchmal verwunderlich vor, daß wir unsere Krankheit und Not nicht los werden können. Aber es ist wohl so, daß auf der Welt ebensoviel Böses erduldet werden muß, als Böses getan wird, damit das Gleichgewicht hergestellt werde. Deshalb kann man seine Plagen nicht immer so leicht los werden — sie können nicht ohne weiteres davonfliegen — wenn sie nun einmal da sein müssen. Und unter dem großen Wegkreuz auf der Straße nach Laas steht ja auch geschrieben:

‚Er nahm auf sich unsere Krankheit und trug unsere Schmerzen.‘ Selbst der Heiland konnte sie nicht nur so davonjagen — wie wir uns wohl einbilden, wenn wir hören, wie er einst die Krankheiten geheilt hat.“

Jetzt gaben diese Worte Kaspar zu denken. Wenn die Krankheit seiner kleinen Dirn nicht nur so weggeblasen werden konnte, so kam das vielleicht daher, daß sie ein Teil von dem bestimmten Maß des Schweren war, das auf dieser Erde ertragen werden mußte, um das Gleichgewicht herzustellen.

Jawohl, aber dann war da immer noch die merkwürdige Verteilung. Daß es Krankheit auf Erden geben mußte, das war verständlich, so wie die Menschen nun einmal waren — aber warum mußten gerade die am meisten Böses erdulden, die am wenigsten Böses getan hatten? Warum mußte gerade sie so krank sein? Warum gerade sie sterben und nicht lieber eins von den andern?

Es gab ja außer ihr noch genug Kinder in Kortsch. Fröhliche Kinder, gesunde Kinder, unartige Kinder, denen nie ein Glied weh tat, die herumtollten und spielten, daß es des Guten fast zu viel war, die schrien, daß man sein eigenes Wort nicht mehr verstand, wenn man vors Haus hinaustrat, und sich überdies immer miteinander stritten. Eines weniger — das wäre kein Schade.

Er wollte ihnen auch nicht das kleinste Bißchen

von all ihrer strotzenden Gesundheit mißgönnen, die sie gehabt hatten; aber dann könnte auch wohl eines von ihnen hingehen und sterben.

Der Gedanke daran war gar nicht so schwer zu ertragen, und es erschien auch lange nicht so ungerecht, als wenn so ein armes Tröpfchen, das es nie gut gehabt und das niemals jemand ein Leid zugefügt hatte, dran glauben mußte.

So oft Kaspars Auge auf das eine oder andere der Kinder fiel, stieg dieser Gedanke jetzt in ihm auf. Es könnte wohl eines von diesen sein. Er wollte es nicht denken — aber er tat es ganz unwillkürlich.

Da war nun der Christoffer — der kleine, runde Dicksack, der so ganz zur Unzeit bei Martin Hutters angekommen war — als Nummer zehn — als alle die andern schon groß waren. Die Schwestern waren es herzlich überdrüssig, ihn herumzuschleppen oder auf ihn aufzupassen und ihn mitzunehmen. Sie liefen ihm davon, und er watschelte immer, aus vollem Halse brüllend, hinter ihnen her.

So einer — der nur eine Last ist! Kopfschüttelnd blieb Kaspar eines Tages bei dem Jungen stehen.

Dann nahm er ihn plötzlich auf den Arm. „Sollen wir probieren, ob wir sie einholen können, die langen Mädchen?" sagte er. „Und ein anderesmal dürfen sie nicht so vorauslaufen."

Das Kind hatte sein Schreien jählings aufgegeben, und auf Kaspars Arm sitzend, starrte es ihm sprachlos ins Gesicht.

„Es ist schade, daß ihr nicht auf euren Stofferl warten könnt," sagte er zu den Schwestern. „Er meint, ihr wollet ihm davonlaufen, und er stolpert über seine eigenen Beine, wenn er euch einholen will."

Als Kaspar weiterging und das Gewicht des warmen Kinderkörpers gleichsam noch auf dem Arm fühlte, dachte er: „Nein, Stofferl soll es nicht sein. So ein kleiner Dicksack, der so treuherzig und hilflos hinterherwatschelt." Nein, aber es gab noch andere genug.

Da waren zum Beispiel die vielen dünnarmigen, kleinen Mädchen der großen Walpurga, die sich so abschinden und so schwer tragen mußten. Man mußte sich nur wundern, daß ihnen die Arme nicht länger als bis an die Knie hinuntergingen, und die immer die Klagen ihrer Mutter über die vielen Mägen, die satt werden wollten, mitanhören mußten.

Eines von diesen Kindern hielt eines Tages vor Kaspars Haus an, stellte ihren großen Milchtopf auf die Bank ab und wischte sich mit dem Arm den Schweiß vom Gesicht, das einen etwas bekümmerten Altweiberausdruck hatte.

Kaspar betrachtete sie durchs Fenster — dann ging er hinaus.

„Ist dein Topf schwer?" fragte er, indem er auf den Milchtopf deutete.

Das Kind legte beide Hände über dem Schürzenleibchen zusammen und war ganz bereit zu einem kleinen Schwatz.

„Er ist hauptsächlich unhandlich," sagte sie, „so glatt. Man darf kaum atmen, solange man ihn trägt, sonst schwankt er."

„Warum habt ihr keinen Milcheimer?" fragte Kaspar. „In Schlanders kann man sie kaufen."

„Freilich, aber wir haben kein Geld zum kaufen," sagte sie zungenfertig. „Nein, wir müssen unsere Milch in einem Topf holen — bis einem von uns ein Unglück passiert und er zerbricht."

Kaspar griff in die Tasche. „Da hast du fünfzig Heller zu einem Milcheimer, Resi," sagte er.

Das Kind küßte ihm die sonnverbrannte Hand. „Viel schönen Dank, Kaspar Zingler. Ich will auch nicht vergessen, für dein krankes Mädchen zu beten."

Kaspar sah ihr nach, bis sie in Walpurgas Haus verschwand. Nein, den kleinen dünnarmigen, fleißigen Mädchen, die das bißchen guten Willen gleich wieder vergelten wollten, konnte man wirklich nur Gutes wünschen. Nein, er durfte doch kein anderes Kind suchen, das anstatt seiner kleinen Dirn krank werden und sterben sollte, dem die ganze Last, die sie trug, aufgeladen werden sollte. —

Schließlich dachte er, wie sehr auch die Kinder lärmten und schrien, so sei doch nicht eines darunter — nicht einmal einer von den größten nichtsnutzigen Bengeln in Kortsch — das er entbehren möchte; nicht eines von ihnen möchte er sich kalt und still und tot denken.

An einem Morgen im April, als Kaspar und Anna der Kleinen beim Aufstehen helfen wollten, sagte sie: „Ich kann nicht," und ihre Augen, die mit jedem Tag größer wurden, während das Gesichtchen immer kleiner wurde — wie wenn die Augen es förmlich verschlängen — richteten sich angstvoll fragend auf Kaspar.

Und ehe er sich klar gemacht hatte, was er antworten sollte, hörte er sich sagen: „Nein, denn wir sind heute ein wenig müde. Das hat nichts zu bedeuten. Es ist viel besser, wir ruhen uns einen oder zwei Tage aus, daß wir die Müdigkeit überwinden und dann wieder ganz vergnügt am Fenster sitzen können, oder vielleicht sogar ein wenig im Sonnenschein draußen."

Er sagte immer „wir", wenn er mit ihr sprach. Es klang ganz natürlich; er war ja bei allem dabei.

Einen, zwei, und noch viele Tage dazu lag das Kind nun ganz zu Bett. Aber die Müdigkeit nahm nicht ab, sie nahm zu. Der Husten zerriß die kleine

Brust mehr als je, und der arme ausgewachsene Rücken tat ihr bitter weh; er konnte jetzt nur mit großer Mühe vor dem Wundwerden bewahrt werden, da sie immer so schwer darauf liegen mußte. Ja, an ein paar Stellen ging die Haut schon ab, — daß es eine Qual für das Kind war, wenn Kaspar ihm den Rücken nach Angabe des Arztes wusch und ein Salbenpflaster auflegte. Er fürchtete, Anna würde nicht sanft genug zugreifen — seine eigenen großen groben Finger waren so behutsam, wenn sie die Kranke berührten; aber diese jammerte doch dabei. „Ja, ein wunder Rücken," dachte er, „und das hier ist doch nur eine einzige kleine Stelle."

Eines Tages fühlte er den Drang, ihr zu erzählen, wie ein heiliger, wunder Rücken das große Kreuz hatte tragen müssen — —

Aber dann fügte er hinzu: „Siehst du, bei dir hat es keine Not. Es muß immer erst ganz schlimm werden, ehe es ganz gut werden kann. Jetzt wird auch dein Rücken schlimm, und das tut weh; aber wenn wir ihn mit den Umschlägen recht gut pflegen, dann wird nicht allein die Haut wieder heil — sondern er wird zugleich auch gerade, wir werden schon sehen."

Wo immer er in der Stube ging und stand, folgten ihm die Augen seiner kleinen Dirn, und die angstvolle Frage, die in ihnen lag, wurde ihm mit

jedem Tag unerträglicher; und doch hatte er immer einen Trost bei der Hand, mit dem er sie beruhigte.

Oftmals, wenn er am Morgen erwachte, oder bei ihrem Stöhnen in der Nacht auffuhr, überfiel es ihn wie eine Todesangst, daß ihm der kalte Schweiß auf die Stirne trat: „Was nun? Was nun — und was soll ich ihr sagen, daß sie glauben kann, es stehe nicht so schlimm?" Aber im nächsten Augenblick hörte er sich schon eine aufmunternde Erklärung für jede Verschlimmerung ihres Zustandes geben.

Ihn selbst aber ließ die Angst nicht los; wie mit eiserner Hand hielt sie ihn fest. „Wenn das Schlimmste kommt, und sie es fühlt — was dann, ach lieber Gott im Himmel, was dann?"

Eines Tages stand Anna vor dem Haus und unterhielt sich mit der großen Walpurga.

„Ja, wie Kaspar dem Mädchen doch immer wieder etwas vorreden kann, und es gelingt ihm wirklich, ihr eine Lüge um die andere über ihren Zustand vorzuschwindeln. Aber nun muß sie die Wahrheit doch bald erfahren."

„Was willst du damit sagen?" fragte Kaspar, der herzugetreten war. „Welche Wahrheit?"

„Die, daß es nicht mehr lange dauern wird, natürlich, das sieht ja jedes."

Aber da ließ Kaspar seine Hand schwer auf den Tisch vor dem Haus fallen, so daß beide Weiber

erschrocken zusammenfuhren, und er rief: „Nein, das ist nicht wahr! Alles, was ich zu meiner kleinen Dirn sage, das ist wahr, ja gerade, das ist wahr. Ich will mich dafür verbürgen — ja, das will ich."

Denn jetzt wußte er es — wie ein Blitz war es in ihn hineingefahren: er, er selbst mußte sterben.

Alles das Böse, was sie von ihrer Geburt an hatte erdulden müssen, hatte ja er verschuldet. Er hatte es schon lange gewußt — und doch war es ihm bisher nicht eingefallen, daß er nun auch dafür büßen könnte.

War er nicht hier umhergegangen und hatte bald das eine, bald das andere von den unschuldigen Kindern in Kortsch angesehen und gedacht, dieses oder jenes könnte wohl krank werden und sterben. Und dann war doch nur ein einziger da, der es konnte, nein, der es mußte.

Jetzt war es ihm nicht mehr verwunderlich, daß seine Gebete nichts genützt hatten, daß es ganz einerlei gewesen war, ob er sich an den heiligen Aloisius, oder an den heiligen Joseph, oder an Unsere liebe Frau vom Berge oder an Unsere liebe Frau vom Flusse und an alle die Leidensstationen in Bozen gewandt hatte, da er sich doch immer gleich feig verkroch, tat, als ob er nichts auf dem Gewissen hätte, und verlangte, daß das Böse, das er verschuldet hatte, nur einfach davonfliegen solle

— so wie es für ihn selbst am leichtesten und bequemsten gewesen wäre. Nicht ein einzigesmal hatte er sich dargeboten und ehrlich und redlich gesagt, wie sich die Sache verhielt: „Es ist alles meine Schuld, so laß auch mich dafür sterben!“

Denn — selbst wenn es ihn bedünken wollte, daß es doch eine recht harte Strafe wäre, nur weil er sich an jenem Tag, wo er die Hebamme holen sollte, unterwegs Zeit gelassen hatte — fühlte er doch in seinem Herzen, daß dies Versehen nicht das Schlimmste gewesen war. Nein, das Schlimmste war, daß jenesmal gar nicht ein einzelnesmal gewesen war. Gerade so, wie er an jenem Tag langsam den Weg unter die Füße genommen hatte und über die Mühe brummte und nur an sich selbst dachte — gerade so war er damals immer gewesen, er hatte nie auf irgend einen andern Menschen Rücksicht genommen.

Wie deutlich wurde es ihm, wenn er darüber nachdachte. Alle die Jahre, wo Anna von ihrer Jugend an bei ihm gewesen war, hatte er ihr nie ein Wort des Dankes für alle ihre Mühe gegönnt. Und wenn sie selbst auch nicht sehr freundlich war und ihr Auskommen bei ihm hatte, so wußte er doch, daß ein wenig Anerkennung dem Menschen bis ins innerste Herz wohltut. Dann wäre sie vielleicht auch weniger verdrossen gewesen.



Dann kam Bethi. Sie hatte sich auch treulich für ihn abgearbeitet, selbst als die Kleine unterwegs war und ihr alles so schwer fiel. Und ihm war es nie eingefallen, sie zu schonen, oder ihr deshalb da und dort etwas abzunehmen. Nein, hören hatte er es sie lassen, und überdies mit bösen Worten; und er war doch ebenso schuld daran gewesen wie sie.

Arme Bethi! Diese Geburt hatte sie nie verwunden. Sie kränkelte und siechte noch ein paar Jahre hin, bis sie an den Folgen erlag. Und nie, auch nicht ein einzigesmal hatte sie zu ihm gesagt: „Warum bist du auch an jenem Tage so lange fortgeblieben?“ Nein, wenn er die Schuld für des Kindes verkrüppelten Rücken auf sie zu schieben gesucht hatte, dann hatte sie sogar zugestimmt.

Und als es abwärts mit ihr ging, wie hatte er damals bei Anna und dem Stiefvater, wenn sie nach ihr sahen, den Kopf geschüttelt und gesagt: „Nein, diesmal wird's nicht wieder besser — sie reißt sich nicht durch. Ihr werdet sehen, es dauert nicht mehr lange.“

Hatte er nicht da am Bett seiner Frau gestanden und ganz seelenruhig das Todesurteil ausgesprochen, daß sie es hören mußte, ohne daß er daran dachte, wie ihr das durch Mark und Bein gehen müßte.

Und ebenso geduldig und fügsam war sie bis

zuletzt gewesen. Mit den geduldigen Augen, die so sonderbar ja zu allem sagten, was ihr nun einmal auferlegt wurde.

Arme Bethi! Hätte er sie lieber damals in Ruhe gelassen, als Anna durchaus zum Vetter Hans ziehen wollte. Es wäre besser für sie gewesen, wenn sie daheim geblieben wäre, selbst wenn sie nur das Stiefkind war, als in seine Hände zu fallen! —

Ja, wenn er so gegen die Seinigen daheim war, dann konnte er sich doch nicht verwundern, daß er Jahr um Jahr unter den Nachbarn und Bekannten und allen den andern Dorfbewohnern umhergegangen war und sich nicht das geringste um deren Angelegenheiten gekümmert, sondern nur immer gesagt hatte, jeder solle vor seiner eigenen Tür kehren. Er sah ja jetzt wohl, wie ungeheuer überrascht sie waren, wenn er nur einmal einem Kind übers Haar strich, oder dem einen oder andern eine kleine Gefälligkeit erwies. Dieses Erstaunen sagte mehr als viele Worte. Das zeigte am besten, was für einen Leumund Kaspar Zingler in Kortsch hatte.

Noch lange, nachdem die beiden Frauen hineingegangen waren, wanderte er vor seinem Hause auf und ab, während die Dämmerung sich über die Wiesen im Tal herabsenkte und alles sich verschleierte und wie in ein Spitzengewebe von grauen weichen Schatten gehüllt wurde.

Aber in seinem Innern wurde alles so deutlich, so recht klar. Es war, wie wenn man mit einer Laterne plötzlich in einen dunklen Winkel leuchtet. Er hätte nie geglaubt, daß man sich selbst so deutlich vor sich sehen könnte. Er betete ja wohl jedesmal, wenn er zur Beichte ging, Gott möge ihn seine Fehler ebenso deutlich erkennen lassen, wie er sie am jüngsten Gericht erkennen müsse, aber er dachte nicht darüber nach, ob dies auch wirklich geschah.

Jetzt aber war es, als ob die Todesangst um seine kleine Dirn das jüngste Gericht herbeigerückt hätte, das ihn nun zwänge, Generalbeichte vor sich selber abzulegen.

Nicht bloß, was er getan, gesagt oder gedacht hatte, drängte sich herbei und wollte kein Ende nehmen, nein, in seiner Erinnerung tauchte etwas auf, nicht Worte, nicht Taten, nicht einmal Gedanken, das aber dahinter gestanden hatte und noch schlimmer war als alles andere. Er konnte nicht anhalten — er mußte sich hineintasten, bis da hinein, woher es gekommen war, das Harte, das Verdrießliche und Unfreundliche. — Und auf was stieß er dann da drinnen? War es nicht — —

Nein, nein, das konnte er nicht zugeben — nicht einmal vor sich selbst — daß er umhergehen sollte mit einem —

Aber — hatte er nicht vielleicht gerade deshalb

gedacht, alle andern trügen ein solches in der Brust? Ja, ja, an diesem hatte sich seine eigene kleine Dirn gestoßen an dem Tag, wo sie auf die Welt kam. Nicht auf dem harten Stubenboden; ein Boden ist lange nicht so hart, wie ein Menschenherz sein kann.

Er wollte es nicht so sehen, aber er mußte. Er konnte seine inwendigen Augen nicht verschließen, wie man das sonst wohl tut. Gegen seinen Willen mußte er sehen, was in ihm wohnte. Er mußte — sein Herz sehen.

Ach ja, er wollte es ja auch. Denn je länger er es sah, desto klarer — sonnenklar — wurde es ihm, daß er der war, der sterben mußte, nein, er war nicht ein bißchen zu gut zum Krankwerden und Sterben.

So zuerst in der Nacht husten müssen und dann kurzatmig und müde bei der Arbeit werden — und immer Fieber haben in den trockenen brennenden Händen — — und sich dann bald zu Bett legen müssen, während sie leichter atmen und in den Sonnenschein hinauskommen könnte, damit ihre Wangen ein wenig Farbe bekämen und sich runbeten — und sie schließlich an einem Tag ganz gesund wäre — — wenn man ihn hinaustrüge ...

Wenn sie nicht mehr krank war, und deshalb auch nicht mehr eigen und wunderlich, wie die andern behaupteten, dann konnte sie den Vater leichter

entbehren. Und wenn Anna nicht bei ihr bleiben wollte, so war ja der Ohm in Meran da, der keine Kinder hatte und dessen Frau so übermäßig kinderlieb war.

Dort würde sie es gut bekommen — und wenn die Brust erstarkt war, dann würde auch der Rücken gerade — o man würde schon sehen, wie sie mit den Jahren zu einem aufrechten, großen, schönen Mädchen heranwuchs! Da drunten ging sie dann mit einem Hut auf ihrem schönen blonden Haar und sah ganz prächtig aus.

Und ein fleißiger, braver Mann fand sich wohl auch mit der Zeit. Und dann bekam sie vielleicht hellockige Kinderchen mit ganz den blauen Augen und den kleinen runden Löckchen aus ihren ersten Jahren ... Und diese Kinder hatten dann ganz gerade Rücken — und sprangen lustig und vergnügt umher.

Aber nie waren sie so lustig und ausgelassen vor Freude, als wenn der Großvater von Kortsch zu Besuch kam. Dann krochen sie auf seinen Schoß — auf jedes Knie eins — drehten seine Taschen um, um zu sehen, ob er nicht etwas Gutes für sie darin hätte — zupften ihn am Haar und hielten seine Pfeife fest.

Ach nein, nein — der Großvater, der lag ja schon lange auf dem Kirchhof in Schlanders — — —

7*



Kaspar hielt inne und atmete hart. Es fiel ihm doch recht schwer, sich auch nur das kleinste auszudenken, Gutes oder Böses, bei dem er nicht dabei sein würde.

Aber es sollte ja schwer für ihn sein, wenn er es ihr wirklich abnehmen wollte.

In der Abenddämmerung ging jemand an ihm vorüber; er grüßte mit dem gewohnten Grüß Gott und erkundigte sich dann nach der Kranken. Es war Wenglers Sohn. Kaspar erkannte ihn an der Stimme. „Ja, das Frühjahr muß überwunden sein," antwortete Kaspar. „Aber," fuhr er mit Nachdruck fort, „wenn der Hochsommer kommt, wird sie schon gesund werden. Ja, nach dem sehnst du dich wohl auch?" fügte er noch hinzu. Denn er wußte ja, daß Wenglers Sohn außer in den Monaten, wo die Gemsjagd offen war, kein rechter Mensch war.

„O ja," sagte der junge Mann. „Ich kann es hier unten fast nicht mehr aushalten, obgleich es noch eine gute Weile bis dahin ist. Gerade vorhin hat der geistliche Herr zu mir gesagt: ‚Laß mich nun sehen,' sagte er, ‚daß du, wenn dann die Zeit herankommt, nicht bei der Sonntagsmesse fehlst wie im vorigen Jahre.' Und ich antwortete: ‚Ja, der Herr Pfarrer hat ganz recht, daß es gottlos aussieht, wenn man so da droben umherstapft, am

Sonntag ebenso wie am Werktag. Aber es heißt doch mehr als einmal in der Bibel, daß er auf den Berg ging, um zu beten. Und das ist ganz sicher, daß man fast nirgends so beten kann, wie gerade dort oben. Es ist einem ganz genau so, als ob man dem Herrn von Angesicht zu Angesicht gegenüberstünde.' Ja, das habe ich dem Herrn Pfarrer gerade ins Angesicht gesagt."

Die Schritte des andern verloren sich in der Dunkelheit, aber Kaspar stand noch auf demselben Fleck.

Ei sieh, wie Wenglers Sohn es verstand, die Sache auszulegen. Ja, der wußte, was er wollte.

Er ging auf den Berg, um zu beten .... Das mußte sicher der rechte Ort sein — und es war eigentlich auch ganz begreiflich. Hatte der Pfarrer nicht selbst einmal gesagt: „Da wo die Erde aufhört, fängt für die Christen der Himmel an." Nun wußte man freilich, daß man nie bis ans Ende der Welt kommen konnte, weil doch die Erde rund war — aber hinauf konnte man doch steigen, und da fand man das Ende. Nach oben hörte die Erde doch auf — droben auf den höchsten Zinnen — und dort fing ja auch der Himmel an.

Wie merkwürdig, daß ihm das nicht früher eingefallen war! Gleich morgen wollte er hinaufsteigen, höher als bis zu der Kortscher Sennhütte,

wohin er im Sommer sein Vieh trieb, höher hinauf noch, als er die fremde Dame aus der Post damals geschleppt hatte, die durchaus Edelweiß hatte pflücken wollen — ganz hinauf bis zu den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln des Marteller. Und dort wollte er sein rechtes Gebet sprechen. Dort konnte er gewiß alle Worte herausbringen, die ihm im Herzen brannten, denn jetzt wollte er sich ja selbst nicht mehr verkriechen.

Von Angesicht zu Angesicht mit dem Herrn! Gerade so sollte es sein. Zu ihm selbst mußte er wegen seiner kleinen Dirn gehen und ihm erklären, wie ihre Krankheit geheilt werden und auf ihn übergehen müsse, weil er sie verschuldet habe. Er wollte es schon so darstellen, daß Gott es verstehen mußte, und er würde nicht aufhören, bis er fühlte, daß er nun erhört sei, daß es nun so werden würde, wie er es haben wollte — denn so, wie er wollte, war es recht, das war das einzig richtige.

Am nächsten Mittag kam Kaspar Zingler hoch droben auf dem Berg über eine steile Steinwüste dahergewandert, wo große Schneewehen lagen, deren weiße Gipfel hoch aufragten.

Vor Sonnenaufgang war er daheim fortgegangen. Da war sein kleines Mädchen nach einer qualvollen Nacht, während der er unaufhörlich um

sie beschäftigt gewesen war, endlich in einen schweren Schlaf gesunken. In den letzten Tagen rasselte und röchelte es so sonderbar in ihrer Brust, und sie konnte fast keine Luft mehr bekommen. Er schob ein Kissen ums andere hinter ihren armen wunden Rücken, und ihr Bett stand in der großen Stube, wo es am luftigsten war — aber es half alles nichts. Die Tür zu seiner Kammer stand offen, so daß er beim leisesten Stöhnen erwachte. Anna, die oben schlief, hatte sich angeboten, abwechslungsweise mit ihm unten zu schlafen, damit er doch dazwischen eine Nacht schlafen könne, aber davon wollte er nichts hören. —

Stunde um Stunde war Kaspar hinaufgestiegen, mit dem bedächtigen, sicheren Schritt des Bergbewohners — und das Gebet, das er dort droben beten wollte, war sehr lang geworden, so lang, wie vom Tal bis hier herauf.

Zuerst führte der Weg unter großen Kastanienbäumen hin, wo die Steige sanft und leicht hinaufführten und wo weiße Veilchen im Grase blühten. Er sah weder rechts noch links — er war in zu tiefe Gedanken versunken. Aber wo die Blumen standen, merkte er sich doch, denn er hatte ja seiner kleinen Dirn versprochen, ihr Frühlingsblumen von der Sennhütte mit heimzubringen. Den Gang nach der Sennhütte hatte er als Vorwand angegeben.

Darnach ging es zwischen steilen, schwarzen

Tannenreihen hin — wo die Berge schroff und unzugänglich wurden, wo die Felsen bisweilen in trotziger, unbändiger Wildheit vorsprangen, wo man große hellgelbe Berganemonen zwischen den dunklen Tannen leuchten sah, durch die der Morgenwind mit einem eigenen nachdenklichen Sausen strich.

Hinauf, hinauf — wo die niedrigen Wacholderbeersträucher nur mit Mühe zwischen den scharfen Steinen festen Fuß fassen konnten, wo der Schnee erst spät im Jahre schmolz, wo kleine frierende, bleiche Krokusse standen wie verängstigte Kinder, umrieselt von dem glänzenden Wasser, das von den blauen Eismassen des Gletschers kam.

Hinauf, hinauf, höher, noch höher —

Und immerfort waren seine Gedanken damit beschäftigt, alles zusammenzusammeln, was er sagen wollte, wenn er oben angekommen wäre — oder besser gesagt, es herauszugraben; denn es war, als müsse er gerade da weiter machen, wo er am gestrigen Abend aufgehört hatte, als müsse er tiefer und immer tiefer graben, in sich hinein, um aus dieser Tiefe das Gebet herauszugraben. Das kam ihm nun so überzeugend, so eindringlich vor, daß er meinte, jetzt müsse er erhört werden.

Ja, müsse erhört werden — wenn es jetzt hier nur nicht so ging, wie es so oft geht — was man sich am allermeisten wünscht, das kann man nicht

bekommen — weil eine höhere Absicht dabei war, wenn man es nicht bekam.

Ach nein, welche höhere Absicht könnte darin liegen, daß ein kleines Mädchen, das nie so recht vergnügt gewesen war, so viel leiden und nun auch noch sterben sollte! Nein, daß es auf ihn überginge, das hätte einen Sinn, und um das wollte er ja auch nur beten.

Hinauf, hinauf stieg er — und tiefer, immer tiefer grub er in sein Herz — um die allerbesten, die überzeugendsten Worte hervorzusuchen.

Er grub — nicht nur in die schwärzeste Erde seines Herzens, wo sein Leben seine zähesten Wurzeln hatte, sondern ganz hinunter in den leeren dunklen Raum dahinter, wo die unnennbare Angst verborgen sitzt — bis in die Tiefe seines Innern, wo hinunterzusteigen dem Menschen graut — wo mancher gar nie gewesen ist, ehe der Tod seine ganze Seele da hinunterzwingt — aber wo er doch die Grundmauer zu seinem Gebet aufbauen muß, wenn es in den Himmel reichen soll.

De profundis — —

Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir — aus der Tiefe, wo alle Unterschiede aufgehoben sind, wo alle, alle in hilfloser Verlassenheit dasselbe flehen — wo die Seele entweder, von der Hoffnungslosigkeit der Finsternis erdrückt, überwältigt zusammenbricht,

oder sich erhebt und zu dem Schrei aufrafft, der ihr unauslöschlicher Wille zum Leben ist — der Schrei nach der Rettung vom Tode.

Als Kaspar den öden steinigen Höhenzug erreichte, der sich bis zu dem ewigen Schnee der Gipfel hinzog, erhitzt und außer Atem trotz des gleichmäßigen Gangs, sah er, daß unter ihm alles in Nebel gehüllt war. Der Nebel war nicht besonders dicht und auch nicht besonders bemerklich gewesen, als er durch ihn hindurchstieg, aber jetzt breitete er sich unter seinen Blicken weit aus.

Mühselig schritt er weiter und hielt erst ganz außen am Bergkamm an, da wo es jäh und unermeßlich tief hinunter geht. Er mußte seine Augen einen Augenblick schließen, denn er war ganz geblendet. Alles flimmerte so weiß um ihn her.

Es war kein Tal mehr zu sehen — nur eine breite, silbergraue Flut zwischen den Berggipfeln. Die Erde war ganz verschwunden. Es war fast kein Unterschied mehr zwischen oben und unten — überall war es fast gleich licht, gleich luftig.

Und auf allen Seiten tauchten sie auf — Schneegipfel um Schneegipfel — in glänzender Reinheit. Kaspar mußte unwillkürlich an das große alte Bild drunten in der Kirche denken, wo die Erlösten von der rechten Seite her in langen Reihen und alle in

weißen Gewändern zu dem Throne hinwallten. Es war ihm, wie wenn hier ein Heiliger hinter dem andern, alle in langen weißen Meßgewändern hinwanderte. Ja, man hätte glauben können, jeder bediene seinen Altar, und die ganz kleinen Gipfel — wie die Schneeglocken drüben in der Ortlerkette — seien die Chorknaben, und hier oben werde eine stille große Messe gefeiert.

Die Stille, die lautlose Stille, die war fast noch das merkwürdigste, das feierlichste von allem. Es war, als komme sie von dem Licht, von all dem Glanz, von dem blendenden Weiß ringsumher. Als Kaspar vorhin an der Berglehne hinging und unter seinen Füßen die Steine rasselten, hatte er unwillkürlich innegehalten. Es war, als störe jeder Lärm hier oben — als lasse er gleichsam Flecken auf der leuchtenden Stille, die Licht war, zurück.

Drunten — weit, weit drunten unter den lichten Nebelschleiern — lag die Welt. Dort krabbelten und krochen die Menschen herum, da stritten sie sich und schrien durcheinander, verklagten einander und klagten Gott an. Alles dies nahm sich hier oben höchst verwunderlich aus.

Hier war alles ruhig geworden — wie wenn es einen daran erinnern wollte, daß man nie etwas hätte sagen sollen.

Hier oben, wo er sich ganz allein mitten bei

der großen stillen Messe befand, war die Welt verschwunden, und hier wollte er nun sein richtiges Gebet sprechen ... das Gebet, das so zwingend sein mußte, weil er seine ganze Herzensangst hineinlegen würde, das Gebet, das erhört werden mußte, weil er sein Leben darin hingab ... das Gebet, das so lang wurde, wie vom Tal hier herauf ... so lang, wie von der dunklen Tiefe eines menschlichen Herzens bis ans Licht — — —

Kaspar entblößte den Kopf, kühl und lindernd strich die Luft über seine feuchte heiße Stirn hin; er machte das Zeichen des Kreuzes über Gesicht und Brust und faltete die Hände.

Lange stand er so — still und unbeweglich. Dann öffneten sich seine Lippen ganz langsam. Er sagte: „Gott ...." und stand dann wieder still und regungslos — von Angesicht zu Angesicht mit dem Licht, das Stille war, mit der Stille, die Licht war —

Alle die vielen Worte waren plötzlich aus seinem Gedächtnis ausgelöscht; aber in dies eine Wort ergoß er das ganze Flehen seines Herzens.

Und dann stieg er wieder hinunter ins Tal.

Als Kaspar gegen Abend wieder heimkam, stand Anna unter der Tür und schaute nach ihm aus.

„Heilige Mutter Gottes!" sagte sie. „Ich hatte schon Angst, sie würde mir unter den Händen voll-

ends erlöschen. Den ganzen Vormittag ist es sehr schlimm gewesen. Und in einem fort sagte sie: ‚Kommt der Vater noch nicht bald?‘ Und dann sieht sie mich plötzlich ganz starr an und sagt: ‚Kannst du die Sterbegebete sprechen?‘ sagte sie. Der Schrecken fuhr mir in alle Glieder. Aber um Mittag war es auf einmal merkwürdig leichter — ganz wie mit einem Schlag. Und seither schläft sie.“

Kaspar nickte — gerade um Mittag — ja.

„Ich habe Bernhard zum Doktor geschickt, wie du gesagt hattest. Er kam dann auch, und nachdem er sie angesehen hatte, sagte er, wir sollten sie nur ruhig liegen lassen. Ja, das hätte man sich übrigens selbst sagen können. Und der geistliche Herr ist auch hier gewesen und hat für sie gebetet. Da war es auch, wie wenn es ihr ein wenig leichter würde.“

Kaspar saß unbeweglich an dem Bett, während das goldene Abendlicht zum Fenster hereinfiel, auf das kleine wachsbleiche Gesicht mit den bläulichen Lippen, die von der Fieberhitze mit einer dunklen Kruste bedeckt waren.

Er saß unbeweglich, während die Dämmerung sich zögernd und wie betrübt hereinschlich — unbeweglich, während an dem viereckigen Stück Abendhimmel vor jedem der Fenster allmählich kleine Sterne blinkten. Unaufhörlich, unaufhörlich arbeitete und

rasselte es in der mageren Brust — die ganze zähe Masse, die die Kranke nicht mehr heraufbringen konnte — und die sich nun dichter und dichter drinnen zusammenzog.

Schlief sie? — Konnte sie aus diesem schweren Schlaf noch einmal erwachen? Wäre es nicht viel besser, wenn sie nie wieder die Augen aufschlagen und um ein Sterbegebet bitten würde?

Jeden Augenblick fiel sein Kopf schwer vornüber und richtete sich dann mit einem Ruck wieder auf ... Kaspar war in der vorhergehenden Nacht fast nicht zu Bett gekommen, und dann der weite Weg auf den Berg hinauf ...

In seinem Kopf war alles ganz verwirrt. Plötzlich stand er wieder da droben ... Es flimmerte ihm weiß vor den Augen — die Welt war verschwunden ... nur ein einziger Laut drang aus der Tiefe zu ihm herauf — nichts von dem Streit und Lärm und Getriebe da drunten, nein, nur das Röcheln und Stöhnen in der Brust seiner kleinen Dirn. Das war wie ein Sterbegebet. Und es tat so wohl, ja, es tat wohl, daß er es bis da hinauf hören konnte — da oben in der Helle und der Stille ...

„Willst du dich nicht ein wenig niederlegen, Kaspar? Dann kann ich ja hier bleiben. Es geht jetzt auf zehn Uhr."

Anna hatte die kleine Schlafzimmerlampe an-

gezündet und das Licht in das Waschbecken gestellt, wo es die letzten Nächte hindurch gestanden hatte.

Er schüttelte nur den Kopf.

„Soll ich dann nicht hier bei dir bleiben? Nun ja — du kannst ja auch rufen — wenn — Aber es ist vielleicht noch gar nicht so nahe. Sie schläft ja recht ruhig . . .“

Kaspar war einen Augenblick draußen gewesen, um die Haustüre zu schließen und Bernhard das nötige zu sagen. Als er wieder hereinkam, tönte ihm ihre Stimme entgegen.

Sie bat um etwas zu trinken.

Ach, sie konnte es fast nicht hinunterbringen . . . Ach, wenn sie es nur nicht noch einmal probieren wollte! Es war zu schrecklich!

Und wie ihre Augen ihn ansahen!

„Ich bin so müde!“ Die Stimme war ganz undeutlich, aber er verstand es gleich.

„Ja, und nun soll meine kleine Dirn auch schlafen — bis zum Morgen. Dann betrachten wir alle die schönen Blumen, die der Vater vom Berge mitgebracht hat.“

„Ich kann nicht — ich kann keine Ruhe finden.“

Nein, es gab keine Ruhe. Es arbeitete und würgte in der Brust, es war gar kein rechter Husten mehr, es waren nur noch Stöße, die nicht mehr heraufreichten.

Ihr Kopf bewegte sich ruhelos auf dem Kissen hin und her. Dann öffneten sich ihre Augen weit; die Angst ergriff sie.

„Es ist gar keine Luft da!"

„Nein, das ist auch wahr. Wir müssen ein Fenster aufmachen."

Die kühle Nachtluft drang herein. Half es gar nicht? Er sah, wie sie mit geöffneten Nasenflügeln die Luft einzuziehen versuchte.

„Ich kann nicht — ich kann nicht atmen."

„Nein, das ist immer so, wenn man liegt."

Er stützte sie mit Kissen.

Sie lehnte nun aufrecht gegen die Kissen zurück, rang nach Atem und stöhnte. „Was soll ich tun? Was soll ich nur tun?"

„Wir wollen aufstehen, komm! Der Vater wird seine kleine Dirn tragen. Das hilft!"

Vorsichtig schob er seine Hand unter das erste Kissen hinter ihrem Rücken, schlug die Bettdecke dicht um sie zusammen und hob sie auf seine Arme.

Zuerst jammerte sie. „Nein — nein, es tut weh — es wird mir schwindlig." Aber dann sank sie in seinen Armen zusammen und ließ sich in der Stube hin- und hertragen. Allmählich stellte sich ein leichter Schlummer ein — und ihm selbst erleichterte das Hin- und Hergehen die eigene fürchterliche Angst.

Jetzt erklang ihre Stimme wieder: „Es ist so dumpf hier. Warum ist keine Luft hier? Ich kann es nicht mehr aushalten."

„Das kommt daher, daß wir im Tal sind. Da ist es so dumpfig und eingeschlossen. Wir müssen sehen, daß wir da hinaufkommen, wo Vater heute gewesen ist. Da kann man frei aufatmen; es geht ganz leicht."

„Ja — laß uns das!"

Unwillkürlich machte er längere Schritte. „Ja, so ganz plötzlich können wir nicht droben sein — Zuerst müssen wir eine gute Strecke über die Wiesen hin, bis wir ganz an den Berg hinkommen."

„Ja, ja."

Er hielt das Kissen mit dem Arm hoch. Ihr Kopf lag dicht an seiner Schulter. Er arbeitete und arbeitete so nahe an seinem eigenen Herzen — der Tod in ihrer Brust.

„Aber wenn wir dort angekommen sind — gehen wir gleich den Pfad hinauf unter den großen Kastanienbäumen. Da können wir von den Veilchen unter den Bäumen pflücken — von den weißen, die uns die liebsten sind, wenn wir uns die Zeit dazu nehmen. Nein, nein, wir lassen es lieber, denn es hält uns nur auf . . . Ja, schon hier müssen wir ordentlich schnaufen — aber jetzt kommt es uns eigentlich noch beschwerlicher vor, denn jetzt steigen wir den Berg hinauf. Aber nachher . . ."

Hin und her durchs Zimmer, mit dem sicheren, bedächtigen Schritt des Bergbewohners, der nicht zögert, der nicht anhält — denn es eilt!

Gewiß war er im Zimmer — er vergaß es nicht. Dort drüben stand das Bett, und das Licht im Waschbecken sprühte ein wenig, denn es hatte sich ein Räuber dran gebildet. Und doch war es ihm, als sei er unterwegs — und als gälte es, den Gipfel zu erreichen, und als hinge alles davon ab, daß er hinaufgelange.

Röcheln, Stöhnen, Klagen . . .

„Ich kann nicht mehr atmen. — Was ist doch das? Es ist so dunkel! Wo sind wir?"

„Jetzt sind wir unter den Tannen. Es rauscht und saust und klagt — das ist der Wind droben in den Wipfeln — hörst du's? Es ist so dunkel hier, ganz Nacht. Und so steil! Das legt sich einem auf die Brust. Wir können fast nicht mehr — aber wir werden es schon überwinden. Es ist nicht mehr weit."

Hin und her im Zimmer mit sicheren, festen Schritten, die alle Hindernisse niedertreten und kein Weichen kennen. Es ist derselbe Weg, den er am Morgen gemacht hat. Deshalb hatte er ihn sich auch heute morgen unwillkürlich so gut gemerkt, damit er seine kleine Dirn hinauftragen könnte.

Stöhnen, Röcheln. „Ach — ach, sind wir noch nicht bald da?"

„Doch — doch, jetzt sind keine Bäume mehr da, da sind wir schon hoch droben, und hier liegt ja Schnee — es schaudert uns ordentlich dabei ... aber es geht noch immer steil aufwärts. Nein, das war doch das schlimmste — das allerschlimmste Stück vom ganzen Weg! Es benimmt uns ganz den Atem. Aber jetzt sind wir auch gleich da — wir sind gleich da."

„Der liebe Gott — ist er da droben?"

„Ja, dann ist der liebe Gott da droben — und die Heiligen. Es ist so schön, sie haben alle weiße Kleider an — und Lichter in den Händen. Es leuchtet so hell, daß es einen fast blendet. Sie machen keinen Lärm, wie die Kinder drunten, daß man ganz Angst bekommt. Nun sind wir gleich da!"

Hin und her im Zimmer — während ihm der Schweiß aus allen Poren dringt — mit unermüdlichen Schritten, die das Klopfen seines Herzens noch antreibt, die sich hindurcharbeiten, bis es erreicht ist. Er darf es nicht aufgeben — er muß seine kleine Dirn ganz zu Gott hinauftragen; er hat es ihr versprochen, sein Wort muß er halten, und sollte es ihn auch das Leben kosten.

Da — auf einmal — Stille ...

Ihr Kopf ist an seine Schulter zurückgesunken — die bläulichen Augenlider sind halb geschlossen ... die Nasenflügel zittern, die Brust arbeitet noch —

aber das schreckliche Keuchen und Ziehen hat aufgehört.

Da kommt es wieder — — mit ein paar kurzen nach Luft ringenden Stößen — und verstummt wieder.

Kaspar kniet auf den Boden nieder, um eine bessere Stütze zu haben, hebt dann ihren Kopf auf seinen Arm — und macht das Zeichen des Kreuzes über ihr Gesicht und ihre Brust — —

Da öffnen sich ihre Augen weit ... starr, glänzend, sehend ... die Lippen öffnen sich halb ...

„Gott — —“

Er schließt die Augen ... Es leuchtet, es flimmert ... die Welt ist verschwunden. Lange schimmernde Reihen ... hinter einander tauchen sie auf ... in weißen Meßgewändern ...

Da weiß er, daß er es erreicht hat. Daß er seine kleine Dirn hinaufgetragen hat ... Angesicht zu Angesicht mit dem Licht, die Stille ist — mit der Stille, die Licht ist ...

Kaspar Zinglers kleines Mädchen ist tot und begraben.

Alle in Kortsch sagten, es sei gut, daß nun ihr Leiden geendet — und er von der Last befreit sei. Denn eine Last sei sie doch gewesen, das arme Ding, selbst wenn er allmählich noch so sehr an ihr gehangen habe.

Fast alle waren drinnen gewesen und hatten sie tot gesehen. Sie lag so schön da. Kaspar hatte sie selbst eingebettet — niemand anders hatte sie berühren dürfen — eine ganze Menge Gebirgsblumen waren um sie her gestreut, sowie alle die roten Geranien und Fuchsien von den Töpfen am Fenster. Das hübsche blonde Haar umgab das abgezehrte Gesichtchen, das aussah, als wollte es sich zu einem Lächeln verziehen.

Ein schönes Begräbnis bekam sie — und mit der Zeit bekam sie gewiß auch das schönste Grab auf dem Kirchhof in Schlanders — so oft ging er hin und pflegte und schmückte es.

Ja, und dann war das vorbei, und das Leben ging seinen Gang in Kortsch wie vorher auch. Aber Anna beunruhigte sich allmählich wegen Kaspar.

Er wollte doch nicht am Ende auch hingehen und ihr nachsterben, dachte sie. Es wäre ganz sonderbar, wenn sie dann allein stünde. — Und es war wirklich etwas Beängstigendes mit ihm. Er sprach beinahe nichts mehr. Nun, viel hatte er früher auch nicht gesprochen, und dann brauchte sie ja auch seine Klagen nicht mitanzuhören. Aber er sinnierte. Das hatte er früher auch nicht getan — da wäre es noch besser, er spräche sich aus, er konnte sonst am Ende noch krank davon werden.

Menschenscheu war er zwar eigentlich nicht, ja,

er sei eigentlich ganz umgänglich geworden, sagten die andern. Wenn jemand krank wurde, oder ihm ein Unglück zustieß, nahm er sich gleich um ihn an. Und den Kindern strich er übers Haar, wenn er an ihnen vorbeiging; er stellte sie wieder auf die Beine, wenn sie hingefallen waren, und sprach freundlich mit ihnen. Mancher Frau traten die Tränen in die Augen, wenn sie ihm den Weg hinunter nachsah. „Ach heilige Maria, wie hatte er bei seinem eigenen armen Tröpfchen gelernt, sich um die Kinder anzunehmen, gerade wie eine Mutter!"

Aber froh war er nicht wieder; das sah man deutlich. Und wenn er in seine Gedanken versunken dahinging, fiel sein Kopf immer schwer nach vorne, wie wenn er eine Last trüge, die ihm zu schwer war und blieb. —

Ungefähr vier Wochen mochten seit dem Tod des kleinen Mädchens vergangen sein, da trat Kaspar eines Tages zu dem Pfarrherrn ins Zimmer.

„Ich kann nicht darüber wegkommen," sagte er, nachdem er dem freundlichen alten Geistlichen eine Weile schweigend gegenübergesessen hatte.

„Was ist es denn, Kaspar?" fragte der. „Kannst du deinem kleinen Mädchen das Licht und den Frieden nicht gönnen, die sie nun hat?"

Es war fast, als husche ein Lächeln über Kaspars Züge. „Nicht gönnen!"

Nach einer kleinen Pause begann er wieder: „Das ist es nicht, daß ich sie hergeben mußte. Das ist ganz natürlich — so wie ich sie bei ihrer Geburt aufgenommen habe. Es ist auch nicht, daß ich jetzt so bitter Heimweh nach ihr habe — denn ich habe gelernt, daß wir kein Recht haben, zu murren. Aber das ist es, daß sie so viel hat leiden müssen. Sie hat mir nie etwas anderes als Freude gemacht; aber sie selbst hat nur leiden und immer leiden müssen."

„Nein, Kaspar, glaube mir, sie hat auch noch etwas anderes tun müssen. Aber das konnte vielleicht nur durch Leiden erreicht werden."

„Ich kann mich nicht damit aussöhnen," sagte Kaspar. „Denn ich kann es nicht verstehen."

„Ja, wenn wir es verstünden, wäre das Glauben nicht so schwer. Dann wäre die Prüfung eben keine Prüfung. Du sollst es vielleicht gar nicht verstehen, Kaspar, ehe dir einst alles klar wird. Und vergiß die Ursache ihrer Leiden nicht, denn die Verantwortung dafür kannst du ja nicht ganz auf den Herrn schieben. Aber weißt du, ich meine, hier könne ich ganz klar sehen, wie gerade aus dem Bösen Gutes herausgewachsen ist. Soll ich dir sagen, was ich glaube?"

Der Pfarrer ergriff das große Buch, das vor ihm auf dem Tische lag. „In diesem Buche steht

von uns geschrieben, Kaspar Zingler," sagte er. „Von dir und von mir — Jahrtausende, ehe wir geboren wurden."

Er setzte seine Brille auf und blätterte darin. „Hör nun, was hier steht. ‚So sagt der Herr Jehova' — der Herr selbst ist es, der durch seinen heiligen Propheten also spricht — ‚ich will das steinerne Herz wegnehmen aus eurem Leibe —' Erinnerst du dich, wie hartherzig die Leute hier in Kortsch gewesen sind? Aber —"

Kaspar schaute auf. „Jawohl," sagte er, „aber jetzt weiß ich wohl, wer das steinere Herz hatte."

„So, hast du das entdeckt? Ja, diese Entdeckung müssen wir alle machen. Je früher, desto besser. Aber weißt du, was das heißt, ein steinernes Herz haben? Das ist so viel, als den Tod in der Brust tragen."

Kaspar fuhr zusammen. Den Tod in seiner Brust.

„Und der Herr will den Tod von uns wegnehmen — denn er liebt uns. Hör nun weiter. ‚Ich will das steinerne Herz wegnehmen aus eurem Leibe und euch ein fleischernes Herz geben.' Das gilt zuerst der ganzen Welt, und dann dir und mir. Die ganze Welt lag im Tod gebunden, weil die Menschenherzen böse waren. Dann kam einer, der das Herz der ganzen Welt in seiner Brust trug. Er ließ sich zwischen den steinernen Herzen zermalmen."

Kaspar nickte.

Ja, der Calvarienberg da drunten — die vierzehn Leidensstationen.

„Für das Leben der Welt — um der Welt sein Herz zu geben — nun können wir alle ein ‚Herz nach seinem göttlichen Herzen' erlangen, das lebendige, gute, wenn wir ihm nur aufschließen. Aber es hält oft recht schwer, bis wir so weit sind. Der Herr braucht vielerlei Mittel und führt uns verschiedene Wege. Weißt du, wen er meiner Ansicht nach dazu ausersah, dir das Herz zu bringen?"

Kaspar schloß die Augen. Kleine, bewegliche, blasse Finger, die immer kalt waren und kleine, runde, bläuliche Nägel hatten — und die feinsten Arbeiten machen konnten — es war ihm, als bewegten sie sich drinnen in seiner Brust.

„Und ich glaube nun, Kaspar, deine kleine Dirn hat so viel leiden müssen, um zu dir durchdringen zu können. Damit sie dir das steinerne Herz herausnehmen und das fleischerne hineinlegen könnte. Wäre sie ein gewöhnliches Kind gewesen, frisch und froh, dann wärest du wohl auch nur so gegen sie gewesen, wie du im allgemeinen warst — wie du gegen alle andern gewesen bist. Du schlossest dein Herz vor ihr auf, weil du so großes Mitleid mit ihr hattest und weil du meintest, du habest ihr Leiden verschuldet gehabt. Das klopfte Tag und Nacht bei

dir an — Tag und Nacht, bis du ihm nicht mehr widerstehen konntest. Meinst du nicht auch?"

„Ja, es kann seine Richtigkeit haben, so wie es der Herr Pfarrer auslegt — unsereins ist ja nicht so gelehrt — ja, es wird schon passen. Aber — der Gedanke daran ist doch schwer. Denn dann war es ja für mich, um meinetwillen hat sie dann alles leiden und so viel Schweres erdulden müssen."

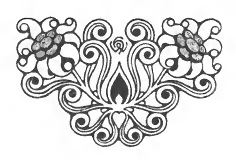
Der alte, milde Pfarrher sah vor sich hin. Sein Blick ging weit in die Ferne, das konnte Kaspar sehen. Weit zurück in sein eigenes Leben vielleicht . . . an einen Ort, an einen guten Ort, wo die Sonne leuchtete, mußte man annehmen, denn der Blick des alten Herrn wurde so hell und klar . . . er war ein einziges sonniges Lächeln.

Dann sagte er: „Kaspar Zingler, wenn man eines Tages erfährt, daß man hat leiden müssen — was man nicht verstehen und begreifen konnte — daß man ganz geopfert wurde — damit ein anderer Mensch von seinem steinernen Herzen befreit würde und ein fleischernes dafür bekäme, weißt du, was man dann tut? Dann schaut man zurück auf sein Leiden — und kann gar nicht damit fertig werden, es zu segnen und dafür zu danken."

Der Pfarrer saß noch eine Weile still da und schaute nach jener Stelle hin — weit, weit zurück in sein Leben. Dann wandte er sich an Kaspar und

fügte noch hinzu: „Wenn nun jemand zu deinem kleinen Mädchen sagen würde: ‚Alles, was du hast durchmachen müssen, alles, was dir so weh getan hat, das hat deinem Vater gut getan, denn es hat ihn gut gemacht‘ — meinst du nicht, daß sie sich darüber freuen würde? Und du würdest ihr auch nicht ein bißchen von ihrer Freude rauben wollen."

Nein, das wollte Kaspar nicht. Jetzt blieb ihm nichts mehr zu sagen übrig. Obgleich — gut, das wußte er wohl, gut konnte man ihn nicht nennen ...



Kathi von Goldrain



Kathi von Goldrain





Wenn man in Goldrain von dem heiligen Joseph sprach, meinte man natürlich das Bild in der Kirche, das über dem Seitenaltar links mit dem großen Heiligenschein. In der einen Hand hielt er drei Lilien, während die andere drei lange weiße Finger segnend nach den Andächtigen ausstreckte.

Aber unter allen diesen Andächtigen war nicht einer, der bei dem Namen Joseph nicht sogleich an den Kaplan hätte denken müssen. Nicht an den Pfarrer, den dicken Andreas Beizinger mit dem roten Gesicht und den vom Schnupftabak schwarzen Nasenlöchern, sondern an den zweiten Pfarrer, den jungen geistlichen Herrn, Joseph Wellner.

Am ersten Tag, wo er ins Dorf gekommen war und da an dem Haus der alten, schwachsinnigen Lina vorüberging, hatte er das Haupt entblößt, weil ein Wegkreuz gerade daneben ist. Und da hatte die Alte, die nickend und murmelnd am Fenster saß, ausgerufen: „Ei, ei — da ist der heilige

Joseph vorbeigegangen! Mit seinem goldenen Schein um den Kopf und den hellen Augen und den weißen Fingern."

Die andern Leute sagten, das seien gar merkwürdige Worte von der Alten, und alle behaupteten, es sei ihnen auch sogleich aufgefallen, wie sehr der neue Kaplan einem Heiligen im allgemeinen und — trotz seiner Jugend — dem heiligen Joseph im besonderen gleiche, mit seinem feingeschnittenen, bleichen Gesicht, den glänzenden blauen Augen und seinem blonden Haar, das so hell sei, daß es mehr Glanz als wirkliche Farbe habe.

Und als dann von Tag zu Tag immer aufs neue sein reiner Wandel allen voran leuchtete, floß seine Gestalt immer mehr mit dem großen, keuschen Heiligen und mit dem freundlichen keuschen Joseph in eins zusammen, mit dem heiligen Joseph, der — wie die Kinder gelehrt wurden — von seinen bösen Brüdern verkauft worden war.

Der junge Geistliche hatte einen so glühenden Eifer, daß er die Anstrengungen — die geistlichen und die leiblichen — geradezu aufzusuchen schien. Er gönne sich kaum noch Zeit zum Schlafen und Essen, sagte die alte Marianne, seine Haushälterin, die schon seine Amme gewesen war und bis an ihren Tod bei ihm bleiben wollte.

Die Wege im Dorf waren oft recht weit und

steil, aber bald gab es kein Häuschen mehr, in dem sein freundliches Grüßgott nicht erklungen wäre; es mochte sich noch so tief in eine Felsenspalte hineingedrückt haben oder noch so hoch hinauf zum ewigen Schnee geklettert sein.

Alle Dorfbewohner mußten an die Worte denken, die der Dekan bei der Amtseinsetzung dieses Kaplans gesagt hatte. Der hohe Herr hatte das Herz des katholischen Geistlichen geschildert, dessen Liebe besonders stark und reich sein müsse, weil es für die ganze große Familie, die seine Gemeinde sei, Raum haben solle. Der Pfarrer soll jenes große Herz haben, das alles für alle sein könne — für die Kleinen, die Kranken, die Hilflosen ein Mutterherz, für die Alten, die Einsamen und Freudlosen ein Kindesherz, und für die, so im Kampf des Lebens Rat und Stütze brauchen, ein Bruder- und Schwesterherz. Er müsse alle Forderungen und Freuden des eigenen Herzens opfern, um es warm und teilnehmend allen andern ringsum zu bringen.

Die Leute fühlten, daß es so war. Mit dem aufopferungsfähigen Herzen, das nur für die Sorgen und Freuden der andern schlug, kam er zu allen.

Das war man von dem ersten Pfarrer nicht gewohnt gewesen. Der saß ebenso gerne in der Weinstube des Posthauses bei einem Kartenspiel mit dem Postmeister und dem Doktor, als er auf den Geißen-

pfaden herumkletterte, um seine Beichtkinder aufzusuchen. Er lobte auch die guten alten Zeiten, wo man nur ab und zu bei bestimmten Gelegenheiten predigte; die jetzige Einrichtung mit einer allsonntäglichen Predigt nach dem Hochamt erschien ihm übertrieben und beschwerlich. Deshalb bestieg auch im Lauf eines Jahres der Kaplan die hohe geschnitzte Kanzel viel öfters als der Pfarrer.

Der Leibspruch des Pfarrers Andreas Beizinger lautete: „Nichts übertreiben." Er sagte auch sehr oft zu seinem jungen Amtsbruder: „Hätte ich angefangen wie du, Wellner, dann säße ich heute nicht hier in diesem heiligen Amt, sondern läge seit vielen Jahren auf dem Kirchhof draußen, und das hätte niemand etwas genützt. Wir sind nicht alle verpflichtet, Heilige zu werden. Wenn man hübsch auf der Erde bleibt, fällt man nicht tief herunter. Und etwas müssen die Heiligen doch auch noch vor uns voraus haben."

Ehrenhaft und wohlwollend war der Herr Andreas Beizinger, niemand konnte ihm etwas nachsagen, und wenn man ihm begegnete, hatte er immer einen Scherz in Bereitschaft. Aber der eine Berg überragt den anderen, und so ist es auch bei den Geistlichen, das merkte man nun. Im ganzen Kirchspiel freute man sich über den neuen Kaplan, und vielleicht freute sich niemand mehr als Kassian Gamper.

„Der kommt mir gerade recht," sagte er. „Wenn jemand auf Kathi einwirken kann, so ist er es."

Kassian Gamper war ein angesehener, reicher und sehr gebieterischer Mann, dessen Wille nicht gewohnt war, auf Widerstand zu stoßen. In vorgeschrittenen Jahren hatte er noch eine ganz junge Frau geheiratet, die schöne Aloisia Jandl, die dann zehn Jahre lang schweigsam und verschüchtert an seiner Seite dahingelebt hatte und während dieser Zeit recht gute Verwendung für die Lebensweisheit fand, die ihr ihre Mutter in den Ehestand mitgegeben hatte: „Wenn du Kinder bekommst, Loisl, und wären es ihrer noch so viele, so nimm sie an aus der Hand des Herrn. Sonst ist alles das, was man durchmachen muß, gar nicht zu ertragen. Die Männer kann man in dieser Beziehung nicht zur Vernunft bringen — aber sie müssen ja auch nicht so leiden wie wir."

Aloisia gebar ihrem barschen Haustyrannen in diesen zehn Jahren acht Kinder, und es war gut für sie, daß sie alle als aus der Hand des Herrn kommend hinnehmen konnte, denn in jedem Wochenbett mußte sie schwer leiden, und ihre frische Gesundheit wurde allmählich ganz untergraben. Viele meinten, bei dem letzten Kind sei es ihr wohl am leichtesten geworden, es als eine himmlische Gabe anzunehmen, denn dieses Kind sei gekommen, um sie aus ihrer so mannigfaltigen Trübsal zu erlösen.

Fünf von den Kindern starben im zartesten Alter, nur die drei Töchter, die jetzt erwachsen waren, hatte der Witwer behalten dürfen.

Die beiden ältesten von diesen Töchtern waren schweigsam und verschüchtert, wie die Mutter gewesen war, und nahmen ohne Widerrede die Männer, die der Vater für sie auswählte. Sie vertauschten das Joch im Vaterhause mit dem des Ehestandes und machten keine Einwendungen, die allerdings auch nicht gehört worden wären.

Aber jetzt war die Reihe an Kathi, der jüngsten Tochter, — das Kind, an dem die Mutter gestorben war — und da geschah das Unerhörte, daß Kassian Gamper eines Tages mit seiner breiten Ochsenstirne auf einen kecken, eigensinnigen Widerstand stieß.

Kathi war sein Herzblatt, und sie war ebenso schön wie die Mutter gewesen war, als Kassian einst um sie geworben hatte; von der Mutter hatte Kathi auch die langen, rotbraunen Zöpfe geerbt, die im Sonnenschein goldene Funken zu sprühen schienen, sowie die schlanke, volle Gestalt und die tiefen, ausdrucksvollen Augen. Aber wo sie den Eigenwillen her hatte, der in ihr steckte, das begriff niemand.

Es fiel Kassian nicht ein, an seine eigene Brust zu schlagen; und allerdings trat der Eigenwille bei der Tochter in einer anderen Form zu Tage als beim Vater. Bei diesem gab er sich in einem

barschen, verschlossenen, hochfahrenden Wesen kund, während er bei der Tochter fröhlich lachend und unüberlegt war.

Aber auf ihre Weise war sie ebenso eigensinnig wie der Vater. Und als der alte Perkmann in Laas um sie freite, setzte sie dem Ja des Vaters ohne weiteres ihr Nein entgegen.

Der alte Perkmann, der kaum fünfzig war, galt für eine sehr gute Partie. Deshalb war es auch mehr als ärgerlich, daß er nicht um eine von den beiden andern Töchtern gefreit hatte, die ihn glatt weg genommen hätten. Aber möglicherweise war der alte Perkmann viel schlauer, als man von ihm dachte. Soviel ist sicher, daß er sich nicht früher als Freier meldete, als bis Kathi zum Versorgen an der Reihe war.

Kassian Gamper tat seinem widersetzlichen Kinde zu wissen, es könne keine Rede davon sein, einen solchen Schwiegersohn laufen zu lassen. Nein, sagte Kathi, das wäre auch nichts für seine steifen Beine, aber dann könne sie ja laufen, ja, vor ihm und seiner ganzen Freiwerberei davonlaufen. Und das habe sie auch im Sinne.

Hier war Kassian zum erstenmale mit seiner ganzen Autorität machtlos. Denn was sollte er mit Kathi anfangen?

Sie zum Altar schleppen und an ihrer Statt

ja sagen — das ging doch nicht an. Sie schlagen, das hätte er wahrscheinlich gerne getan, aber davon wollte Perkmann nichts wissen.

„Sie muß freiwillig kommen," sagte er, „sonst wird nichts Gutes daraus."

Aber etwas mit Güte durchführen, wenn er die Macht auf seiner Seite hatte, das fiel Kassian Gamper nicht ein. „Ich will ihr schon den Nacken beugen," dachte er. So befahl er denn, er drohte, er sprach tagelang nicht mit Kathi und machte ihr die Heimat zur Hölle. Aber sie gab nicht nach. Und das kam nicht daher, daß sie dem alten Perkmann einen andern vorgezogen hätte. O nein, aber so viel war sicher, den Perkmann wollte sie nicht.

Gerade zu der Zeit kam der neue Kaplan ins Dorf, und gleich, als er ihn sah, überkam es Kassian Gamper wie eine Erleuchtung. Das war ein Helfer, den der heilige Joseph ihm geschickt hatte, um seine väterliche Gewalt durchzusetzen.

Mit großer Spannung erwartete er den Besuch des frommen Mannes; aber der Kaplan ging zuerst zu den Kranken, den Armen, den Unglücklichen. Und Kassian ärgerte sich eine gute Weile, wie viel Gutes der Kaplan in den andern Häusern ausrichtete. Dann aber machte er kurzen Prozeß; er ging selbst zu dem geistlichen Herrn und erzählte ihm, daß er, zu seiner Schande müsse er es ge-

stehen, ein aufrührerisches und widerspenstiges Kind daheim habe, die ihr eigenes Glück von sich stoße und ihres Vaters graues Haar mit Kummer in die Grube fahren lassen wolle. Ob nicht der Herr Kaplan kommen und ihr ins Gewissen reden möchte?

Der junge Geistliche sah ein wenig unschlüssig aus, wie wenn er ein anderes Verlangen vorgezogen hätte, versprach aber dann doch, am nächsten Tage zu kommen.

„Na, ich danke," sagte Kathi zu der Base. „Nein, da wird nichts daraus, daß mir noch einer daherkommt und die Ohren von dem alten Perkmann vollschwatzt." Und als am nächsten Tag der Kaplan wirklich kam, hatte sie sich in aller Stille aus dem Staube gemacht.

Aber eines schönen Tages, Ende März, als Kathi beim Sonnenuntergang eben am Tisch vor dem Hause stand, das Kupfergeschirr blank putzte und laut dazu sang, kam der Kaplan vorüber und hielt bei ihr an.

Die untergehende Sonne spiegelte sich in dem roten Kupfergeschirr nnd warf von da eine heiße, rote Glut über Hals und Wangen des Mädchens. Ja, selbst in den tiefdunklen Augen brannte die Glut, und das braune Haar um ihre Stirn sprühte förmlich Funken.

Von der roten Abendsonne umleuchtet sah der

Kaplan zu ihr hinüber und fragte: „Ist das die Kathi?" Und in dem roten Abendsonnenschein schaute Kathi den Kaplan an; sie sah das bleiche Gesicht auf dem flammenden Goldgrund und antwortete: „Ja, sie ist es."

„Guten Abend," sagte er.

Sie ließ ihr Kupfergeschirr los, aber während sie nun zu ihm trat und sich über seine Hand beugte, verblieb die rote Glut auf ihrem Hals und ihrem Gesicht.

Ehe jedoch ihr frischer Mund seine schlanken Finger berührt hatte, zog der Kaplan die Hand zurück. Dann trat er näher und setzte sich auf die Bank vor dem Haus unter dem großen Kastanienbaum und begann mit ihr zu reden.

Als Kassian Gamper heimkam, freute er sich höchlich, den jungen Geistlichen vor seinem Haus sitzen und Kathi mit niedergeschlagenen Augen und ganz sanftmütigem Mund, wie es sich für ein Mädchen gehört, vor ihm stehen zu sehen. Nicht mit jenem trotzigen, zurückgeworfenen Kopf, den sie sich in der letzten Zeit angewöhnt hatte.

Als der Vater herankam, verneigte sich Kathi vor dem Pfarrer und ging ins Haus hinein.

Der junge Geistliche stand auf, um zu gehen. „Kassian Gamper," sagte er in seiner ruhigen, etwas zögernden Art. „Ja, jetzt hab ich ein paar Worte

mit Eurer Tochter gesprochen; ich glaube, Ihr solltet sie — eine Weile in Ruhe lassen."

„Soll ich sie auf ihrem Trotz beharren lassen? Nein, da wird nichts daraus."

„Nein, nein, Ihr sollt natürlich an dem festhalten, von dem Ihr glaubt, daß es zu ihrem Besten diene. Sie wird Euch schließlich schon gehorchen. Ich will sie auch dazu ermahnen. Aber berühret die Sache nicht mehr — wenigstens vorläufig nicht. Und seid nicht hart gegen sie. Ihr wißt, ein Sonnenstrahl vermag mehr als zehn Hagelwetter."

Der Kaplan sah sehr jung und schlank aus, als er mit dem vierschrötigen, grauhaarigen Mann also sprach. Er fühlte es selbst, und das machte ihn etwas unsicher.

Kassian dachte, die Mühe, den Kaplan zu holen, hätte er sich sparen können. Der Rat werde nicht viel wert sein; da wisse er besser, wie man mit den Frauenzimmern umgehen müsse.

Aber als er ins Zimmer trat, fiel ihm Kathi um den Hals und küßte ihn. Da war es selbstverständlich, daß er ihr über die braunen Zöpfe strich, die sich beim Kupferputzen natürlich gelöst und auf den Rücken hinabgefallen waren; sie wollten nie im Nacken ordentlich fest sitzen, sie waren so schwer! Er wog sie ein wenig auf der Hand, was

er immer tat, wenn er auf Kathis Haar stolz war, und sie fragte ihn mit lachenden Augen: „Willst du sie verkaufen?"

Er antwortete wie gewöhnlich: „Ja, denn du hast Gold hineingeflochten. Man sieht es in der Sonne funkeln."

Und sie erwiderte: „Darum bin ich auch die Kathi von Goldrain — wo man Gold findet." Dann lachten beide .....

Kurz nachher richtete die Base das Abendessen zu, und Kathi half ihr flink und willig.

Es war wirklich merkwürdig mit diesem Kaplan! Kassian hatte doch recht gesehen, als er ihn sich als Helfer auserkor. Nach dessen Besuch war Kathi sogar noch weicher und fügsamer, als sie je als kleines Kind gewesen war.

Nach Verfluß einer Woche sagte Kassian zu dem jungen Geistlichen, nun wolle er ein ernstes Wort betreffs Perkmann mit seiner Tochter reden — denn jetzt sei sie so leicht zu behandeln wie Butter.

Aber der Kaplan hob abwehrend die Hand auf. „Nein, Gamper, nein, das ist noch zu früh. Sie hat noch nicht gelernt, daß der Gehorsam eine Freude ist. Sie glaubt immer noch, es sei so viel, als sich dem Zwang beugen, und das will sie nicht. Man kann das Herz zu so etwas ja auch nicht

zwingen, man muß es dafür gewinnen. Ihr müßt ihr Zeit lassen."

Der April kam und ging, und es wurde Mai. Das Tal schimmerte rosenrot im Schmuck der Pfirsichblüte — dann breiteten die Birnen- und Pflaumenbäume einen weißen duftigen Brautschleier darüber aus, und an den sonnigen warmen Hausmauern hinauf blühten alle Weinranken.

Alsdann erschlossen sich die großen gelben Wiesenblumen, die um Goldrain her so dicht standen, daß das Dorf wie in lauteres glänzendes Gold gebettet dalag — wie wenn all das Gold, das man vor mehr als hundert Jahren im Gebirge gefunden hatte, jetzt über die Wiesen ausgestreut wäre.

Durch diese goldig blühenden Wiesen wanderte der Kaplan Joseph Wellner oftmals nach dem großen, am äußersten Ende des Dorfes gelegenen Haus, um Kassian Gampers Kathi zu ermahnen . . . . Und durch die goldenen Wiesen ging Kathi fleißig zur Messe und zur Beichte, und sie versäumte auch nie irgend einen Sonntagsgottesdienst.

Alle beide, Kassian und seine alte Schwester, merkten deutlich, daß der Kaplan in seinen Predigten immer wieder vom Gehorsam sprach. Von dem unbedingten heiligen Gehorsam, der eitel Freude sei, weil er das Aufgeben des Eigenwillens ist — diese bittere Quelle aller unserer Not — unter den

Willen, der Liebe und demzufolge Wonne sei, was er auch immer beschere oder verlange.

Kassian war es ganz sonnenklar, daß dieser Gottesmann daran arbeitete, Kathis widerstrebenden Sinn unter die väterliche Gewalt zu beugen, die ja doch wie nichts anderes auf der Welt mit dem göttlichen Willen zusammenfällt!

Er schielte ab und zu hinüber zu seiner Tochter, und mit großer Genugtuung sah er, wie andächtig sie mit gesenktem Köpfchen den ermahnenden Worten lauschte.

Und wenn sie nach Hause kamen, seufzte sie manchmal so recht tief und sagte: „Wie schön das war!"

„Ja, das war ein Wort zum Befolgen," sagte Kassian mit Nachdruck; er meinte für Kathi.

Die schönsten Blumen des Tales trug Kathi herbei für den Altar des heiligen Joseph, und vor diesem Altar kniete sie auch am häufigsten im Gebet. Das waren lauter gute Zeichen! Kassian selbst hatte die Tochter als Kind das Gebet an den heiligen Joseph gelehrt, in dem es heißt: „Gott und meinen lieben Eltern Gehorsam zu beweisen, soll mir eine Herzensfreude und mein liebstes Bestreben auf dieser Welt sein." Er sah deshalb auch mit großer Befriedigung, daß Kathi jetzt so oft vor diesem Altar kniete.

Es schien auch wirklich, als sollte sich die Sache nach seinen Wünschen gehen. Nur das konnte er nicht verstehen, warum der geistliche Herr immer wieder sagte: „Rühret noch nicht daran. Laßt ihr noch ihre Ruhe — noch eine Weile. Sonst könnte das Ganze verdorben werden."

Kassian wurde allmählich etwas ungeduldig. Denn so ins Unendliche konnte man Perkmann doch auch nicht ohne Antwort auf seine Freiwerberei lassen!

Der Juni brachte wunderschönes warmes Wetter. Kathi ging fleißig auf die Berge hinauf und pflückte Alpenrosen zum Schmuck der Kirche.

Eines Sonntags nach dem Hochamt — Kathi war am vorhergehenden Tag bei der Beichte gewesen — kam der Kaplan ganz plötzlich und unerwartet auf den Kirchhof heraus, trat zu Kassian Gamper hin und sagte ohne jegliche Einleitung und schneller und bestimmter, als es sonst seine Gewohnheit war: „Ich glaube, jetzt solltet Ihr mit ihr sprechen — ja, wegen der Sache — und sie dann womöglich sogleich ins Werk setzen. Jetzt solltet Ihr sie nicht länger aufschieben. Und Perkmann ist ja ein guter Mann —"

„Das ist er, in diesem Stücke fehlt ihm nichts — und er ist auch ein wohlhabender Mann —"

„Und der, den Ihr nun einmal für sie bestimmt

habt. Und dann — ja sie wird es ja droben in Laas gut bekommen."

Der Geistliche ging wieder in die Kirche hinein; die langen schwarzen Falten seines Talars wogten um die schlanke Gestalt. Beim Altar des heiligen Joseph hielt er an und beugte einen Augenblick betend die Kniee. Der Altar war mit einer Fülle von Alpenrosen geschmückt . . .

Kassian hätte schon oft gerne wieder mit seiner Tochter wegen Perkmann gesprochen. Aber als es nun auf einmal so weit war, fühlte er sich nicht so ganz beruhigt dabei. Wie, wenn sie sich nun doch widerspenstig zeigte, sobald man an den wunden Punkt rührte!

Er stopfte sich zwei und drei Pfeifen an dem Nachmittag, ohne ein Wort über die Angelegenheit herauszubringen. Aber schließlich, als Kathi eben zur Tür hinausgehen wollte, richtete er sich auf und sagte dann ganz unvermittelt und stoßweise und auch lauter, als er sich vorgenommen hatte: „Ja — ich meine, daß — dann spreche ich also mit dem Perkmann darüber. Denn jetzt muß die Sache ins Reine gebracht werden."

Sie wandte sich nicht um, sondern blieb nur mit dem Türgriff in der Hand unbeweglich stehen, und so beeilte sich Kassian, noch hinzuzufügen: „Der Kaplan meint, nun sei es Zeit — das sagte er

heute ganz bestimmt — und dasselbe ist auch ganz meine Meinung. Die Hochzeit kann bald stattfinden. Ehe es Winter wird, kannst du droben in Laas als verheiratete Frau in deinem eigenen Hause sitzen, ja, das kannst du."

Er redete noch weiter und paffte drauf los, um das Fehlen ihrer Zustimmung zu verdecken.

Schließlich schielte er zur Türe hinüber und fragte: „Sagst du gar nichts dazu?"

Sie atmete tief und schwer, wie jemand, der erwacht: „Wenn der Kaplan meint, daß es sein müsse — und wenn du es meinst — was hätte ich dann noch dabei zu sagen?" antwortete sie.

„Nein, da hast du vollständig recht," sagte Kassian und steckte die späte Anerkennung seiner väterlichen Gewalt selbstgefällig in seine Tasche.

„Nun dann gehe ich also an einem der nächsten Tage zu Perkmann und sage ihm, daß du jetzt gewillt seiest, ihn zu nehmen — und bringe dann gleich alles in Ordnung —"

„Ja, wie du willst!" Kathi wandte sich nicht um, und der Ton war nicht ganz so fügsam wie die Worte.

Dann ging sie zur Türe hinaus — —

Ein paar Wochen später in einer sonnenhellen Abendstunde um Johannis wanderte der junge Kaplan auf Kassian Gampers Haus zu; er hatte

Krankenbesuche gemacht und kam nun hier vorbei, um zu hören, wie die Dinge stünden.

Er traf nur die Base daheim. Gamper sei auf volle zwei Tage droben in Laas bei Perkmann, der Gampers Rat hören wollte, betreffs Erweiterung seines Hauses wegen der bevorstehenden Hochzeit; diese sei auf Ende September festgesetzt worden.

Und Kathi sei nach dem Essen fortgegangen, um Alpenrosen zu pflücken und zugleich die älteste Schwester zu besuchen, die auf halber Höhe des Berges wohne. Sie bleibe vielleicht droben übernacht, habe sie gesagt.

Der Kaplan hatte sich vor Kathis Spinnrad auf einen Stuhl gesetzt. Nach den vielen Krankenbesuchen fühlte er sich müde. Er streichelte Kathis schwarzes Kätzchen, das sich an seinem Bein rieb, und fragte, wie Kathis Stimmung sei.

„Ja — nun hat sie nachgegeben," sagte die Base, „und lange genug hat sie dazu gebraucht. Jetzt sage ich, gerade wie der Herr Kaplan damals zu meinem Bruder gesagt hat — und was auch mein Bruder dem Mädchen wiederholte — nun soll sie heiraten, je eher, desto besser. Es ist jetzt ein anderer Geist in ihr — dank aller guten Worte und Vermahnungen des Herrn Kaplans. Aber niemand kann wissen, wie lang es anhält."

Der Kaplan ließ seine weiße Hand über den

Rücken der Katze hingleiten, die ihm auf den Schoß gesprungen war, sich da zusammengerollt hatte und nun mit zusammengekniffenen Augen schnurrte.

„Ist sie ruhig und vergnügt — daß die Hochzeit jetzt sein soll?“

„Ja, ruhig ist sie. Aber so recht vergnügt — das ist sie allerdings vielleicht noch nicht. Doch das wird schon noch kommen.“

Die Alte strich zögernd über ihre Schürze, wie wenn ihr noch etwas auf der Zunge läge, was sie gerne sagen würde. Schließlich faßte sie sich ein Herz und begann: „Ja, wenn ich etwas hätte sagen dürfen — aber mein Bruder ist ja so eigenmächtig — so hätte ich ihr doch eher einen etwas jüngeren als den Perkmann zum Ehemann ausgesucht. Er ist ja jetzt schon mehrere Male hier gewesen, seit die Sache ins Reine gebracht worden ist — und wenn sie so als Brautleute bei einander sitzen und er“ — sie wollte sagen: den Arm um sie legt, aber aus Rücksicht auf den Kaplan veränderte sie das Wort und sagte: „ihre Hand in der seinigen hält, dann paßt das doch gar nicht so recht — aber es ist vielleicht verkehrt, daß ich das denke.“

Sie sah den Kaplan von der Seite an, aber er machte keine Einwendung; ganz ruhig saß er auf Kathis Stuhl und lehnte seinen hellen lockigen Kopf gegen die braune Wand zurück, so daß sich

das Gesicht mit den feinen Zügen sehr blaß von dem dunklen Hintergrund abhob.

„Ich hänge ja sehr an dem Mädchen" — die Base ließ jetzt mutig die Zunge weiter laufen — „und heute hat sie mir das Herz ganz weich gemacht. Kurz nach dem Essen kam eine Schar welscher Musikanten hier vorüber — der Herr Kaplan hat sie wohl auch gesehen — und Kathi ist nun einmal schon von Kind auf so gewesen, daß sie nicht mehr zu halten war, sobald irgendwo musiziert wurde ... Da mußte sie hinaus, und dann tanzte sie draußen auf dem Wege, daß ihr die Zöpfe nur so um die Ohren flogen. Und auch später noch, als sie schon groß war, bewegten sich ihre Füße wie Trommelschlegel; sie wiegte den Kopf hin und her und sang und lachte die Musikanten an. Heute aber bricht sie gleich bei den ersten Tönen plötzlich in herzbrechendes Weinen aus, und dann sagt sie: ‚Base,' sagte sie, ‚ich darf gar nicht mehr daran denken, wie ich früher habe tanzen können! Es ist merkwürdig,' sagt sie, ‚daß man so froh hat sein können!' Sie hatte ganz rotgeweinte Augen, als sie den Musikanten Wein und Brot unter den Kastanienbaum hinaustrug. Und da war einer drunter — ein ganz junger mit einem wilden schwarzen Haarwald — der so recht betrübt aus seinen dunklen Augen in die Welt hineinsah. Neben

diesen setzt sie sich und fragt ihn, was ihm denn fehle. Da sagt er, all seine Freude sei tot. — Und als dann die Spielleute gen Schlanders aufbrachen, blieb sie draußen stehen, schaute ihnen nach und winkte mit ihrem Tuch. Hierauf sagte sie: ‚Base! ich sehe ihm nach, weil all seine Freude tot ist, und er ist doch noch so jung.‘ Sie blieb noch lange stehen und schwenkte ihr Tuch und winkte, bis es mir ganz sonderbar vorkam, und ich sagte, sie solle jetzt doch das Gewinke sein lassen. ‚Base,‘ sagt sie, ‚ich winke ihm, denn wir sind wie Kinder derselben Mutter.‘ Ja, das hatte ja keinen rechten Sinn, aber ich habe doch verstanden, was sie damit meinte. Es war, als ob sie sagen wollte, bei ihr sei es gerade so.“ Die Base trocknete ihre Augen mit einem Zipfel ihrer Schürze. „Aber wenn sie erst verheiratet ist, dann wird es schon recht werden, ja es wird schon recht werden.“

Der Kaplan strich noch immer mit der Hand über den Rücken der Katze, und es dauerte eine Weile, bis er sprach.'

„Perkmann wird gut gegen sie sein,“ sagte er schließlich. „Ja — ich habe ihn neulich in Laas getroffen — ich war droben bei dem Pfarrer — und da habe ich lange mit ihm gesprochen. Er sagte, er werde sie auf den Händen tragen ... Sie hat ein weiches Herz — und sie ist noch so

ein Kind — das habe ich ihm gesagt. Das Widerspenstige ist nur an der Oberfläche, durch das ist leicht hindurchzudringen. Sie wird sich schon herzlich an den anschließen, der gut gegen sie ist."

Die Base sah den Pfarrer gerührt an. Wie er sich doch aller annahm! Wie er für das geringste seiner Pfarrkinder sorgte. Ja, das war das Mutterherz, das er für diese hatte!

Sie wollte dem Kaplan Wein bringen; aber er lehnte ab, er habe keinen Durst. Dann trug er ihr auf, den Hausherrn und Kathi zu grüßen und ihnen zu sagen, wie sehr er sich über die neuerliche Wendung der Dinge freue.

Damit stand er auf und verabschiedete sich.

Er war schon zur Tür hinaus, da hielt er plötzlich an und wandte sich um.

„Sagt ihr, daß ich wünsche, die ganze Verheißung des vierten Gebots möge sich an ihr erfüllen, jetzt, wo sie sich unter den Willen ihres Vaters beuge. Da steht ja —: Auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird."

Die Base sah ihm nach, während er langsam durch die Wiesen dahinwandelte. Sie wiederholte seine Worte halblaut wie eine Aufgabe und dachte dabei, wie bleich und müde der Kaplan doch gewesen sei — und wie sehr er dem heiligen Joseph ähnlich gesehen habe!

Es war ein ganz klarer, stiller Abend, und bei jedem Schritt wogte ein holder Duft um einen her ... Er strich einem übers Gesicht, wie mit weichen, schüchternen Händen, die aber zurückwichen, wenn man sie greifen wollte. War es der Duft von frischgemähtem Heu — von taufrischen Wacholderbeersträuchern — von blühendem Geißblatt?

Über die grünen Wiesen legten sich längliche, weiße Nebelstreifen, wie Leinwand, die auf die Bleiche gelegt ist. Und mitten durchs Gras schlängelte sich ein heller, schmaler Pfad nach dem Gebirge hin, wo er in eine tiefe, bläulich dunkle Schlucht einbog und sich zwischen wogenden Farrenkräutern und rankendem Geißblatt verlor — wie ein Menschengedanke, der sich in Träume verliert.

Die Sonne war längst hinter die zackigen Bergkämme gesunken, die sich blau und kalt von dem goldig schimmernden Abendhimmel abhoben.

Nur die höchste Spitze des Marteller Gletschers hielt noch einen Widerschein der Sonne fest. Und plötzlich ergoß sich eine flammende Röte über ihn hin — wie warmes Blut, das von einem heftig klopfenden Herzschlag einem Menschen in die Wangen getrieben wird.

Es war, als ob die Sonne jetzt, wo im Tal kein Auge sie mehr sehen konnte, jetzt wo sie nur mit einem Einzigen zusammen war, ihre ganze tiefe

Glut über den weißen Gletscher hinströmen ließe. — Von entfernten kleinen Kapellen ringsum auf den Höhen klangen jetzt dünne Glockenschläge durch die Stille — wie fromme, treuherzige Kinderstimmen, die einander gute Nacht zurufen.

Nein, nein, von all diesem leuchtenden Frieden hinweg konnte man sich unmöglich in seine vier Wände einschließen, das war undenkbar!

Diese Abendklarheit, sie lockte einen, lockte zu der geheimen, stillen Zusammenkunft, die ein Mensch mit sich selbst halten kann.

Denn es war, als ob die weichen Hände, die einem über die Wangen strichen, auch im Inneren etwas aufschlössen. Das Herz war so tief bewegt, so voll von heiligem Frieden — aller Schmerz schien geläutert —

Und es war, als ob aus der klaren Tiefe in bebender Sehnsucht die Seele heraustrete, die Seele, die in einem einzigen stillen Augenblick zu der großen Andacht losgelöst werden kann ... die sich zum Heiligtum unendlich hoch erheben kann — so himmelhoch, alles Irdische vergessend ...

Aber selbst ein so hochgestimmter Augenblick kann dem Menschen verhängnisvoll werden, wie alles Gute im Leben. Denn ein gebrechliches Gerüste — ein Leib aus Erde — trägt die sehnsuchtsvolle Seele.

Droben am Bergpfad unter großen, schattigen Kastanienbäumen ist ein lieblicher, lichter grüner Rasenfleck. Der sammetweiche Grasteppich schmiegt sich sanft abfallend an den Felsen, die von einem grünen Flechtwerk aus Brombeerranken, Geißblatt und Linnäen in duftender Wirrnis umrankt sind.

Auf diesem Rasenfleck, dicht neben dem Pfad saß in der bläulichen Dämmerung ein Menschenkind — es sah aus, als wenn es auf seinem Wege von einem übermächtigen Schmerz überfallen, plötzlich stillstehen hätte müssen und dann unter der Last dieses Schmerzes zusammengebrochen sei.

Zwei lange Zöpfe waren ihr über die Schultern hereingefallen, als hätten sie sich bei dem heftigen Vorbeugen des Kopfes gelöst — und eine Menge Blumen, die sie getragen hatte, fiel in bunter Wirrnis aus ihrem Schoß auf den Rasen. Es waren weiße Alpenrosen darunter.

Aber wer weiße Alpenrosen in den Bergen findet — selten, selten ist dies der Fall — der hüte sich! Denn das ist eine Botschaft vom Berggeist, von seiner unaussprechlichen Qual und Sehnsucht; und wer die weißen Alpenrosen pflückt, hat ihm die Hand gereicht ...

Und der Berggeist kann da sein, ehe man sich's versieht. Es ist, als komme ein lauschendes Ohr, ein spähendes Auge hinter einem her ... Und der

Berggeist kann jegliche Gestalt annehmen, so daß man dann meint, es sei jemand, den man sehr gut kenne — o recht sehr gut — und erst nachher mit höchster Angst und Entsetzen erkennt, daß es eine Spukerscheinung gewesen war.

Sie saß ganz unbeweglich, ohne den Kopf einmal zu heben, und doch machte sie nicht den Eindruck einer Ruhenden. Es schien eher, als ob der tauige Friede des Abends an dem jagenden Klopfen ihrer Schläfe, der qualvollen Unruhe in ihrem Herzen zurückprallte — wie wenn sie allein ausgestoßen wäre, weit hinausgetrieben aus dem Frieden . . . Heimatlos, verirrt — mitten in der Stille und der Herrlichkeit rings umher mit einem rastlosen Kummer, der nirgends ein Ruheplätzchen finden könnte —

Ein Schritt kam den Pfad entlang — näher, näher . . .

Er hielt bei dem Platze, wo sie saß.

Sie merkte es nicht.

Jetzt erklang eine Stimme — weich wie die Dämmerung — die mit ihr sprach. Zögernd, leise wie ein Traum . . . Sie hörte es nicht.

Sie war wie in eine bodenlose Verzweiflung hinausgeschleudert, wie rings umgeben von einer undurchdringlichen Mauer — ausgeschlossen von der übrigen Menschheit.

Doch jetzt kam sie zu sich; an einem Beben, das über ihr Haar hinlief, erwachte sie. Eine Hand hatte sich auf ihren gesenkten Nacken gelegt.

Und als sie ihr tränenüberströmtes Gesicht aufhob und aufsah, da pflanzte sich das Beben dieser Hand fort bis in die tiefste Tiefe ihres Herzens . . .

Ein Schrei — hilflos und jammernd, wie der eines Kindes, das sich entdeckt und verraten sieht — unrettbar verraten — — Und sie sprang auf, um zu entfliehen.

Aber eine Hand legte sich um ihr klopfendes Handgelenk — beschützend zärtlich, bittend weich — und hielt sie in ihrer Flucht auf.

Sie wehrte sich einen Augenblick mit schweratmender Brust, um frei zu werden, um sich zu verbergen, mit allem, allem, was niemand ahnen durfte, was nicht sein durfte — —

Da traf ihr Blick zwei Augen, die sie festhielten. Und diese Augen waren noch viel flehender, noch unwiderstehlicher ziehend — ach, so viel schmerzlicher zärtlich als die Hand. Zwei Augen, die sich in die ihren versenkten . . . die wie durch klares Wasser hindurch bis auf den Grund der ihrigen schauten — die alles wußten, was da drinnen stritt und kämpfte, alles von Grund aus verstanden, weil —

Ach nein, nein, das war nicht möglich — und doch war es so! Sie war nicht die einzige, die an

solchem Leid litt, unter dem das Herz zu brechen drohte. Ein anderer war da, ein geliebter, geliebter anderer, der ihr das alles abnehmen wollte. Weil — ach ja, ja! Weil er selbst so fühlte wie sie! Er litt denselben Schmerz — und sehnte sich mit ganz derselben Sehnsucht! . . .

Mit einem Stöhnen — in dem ihres ganzen Herzens wortloser Jubel und dessen tiefste Angst, ja der ganze bebende Drang, sich hinzugeben, zum Ausdruck kam, wie ein heimkehrender, keuchender Vogel seinem Herrn zufliegt — warf sie sich auf den Rasen nieder.

Ihr Kopf mit den langen, gelösten Zöpfen fiel schwer und schluchzend in des andern Schoß. Ihre zusammengepreßten Hände streckten sich nach dem Herzen des andern aus.

Und zwei Arme, die einzigen auf Erden, die ihren ganzen Jammer umfassen konnten, schlossen sich eng und immer enger — wie eine Schutzmauer von unaussprechlicher Zärtlichkeit — um diesen Jammer und sie selbst . . . und ließen sie ein zum Leben und zur Ruhe . . . in eine Welt von lindernder, unfaßlich namenloser Freude.

Der Martteller Gletscher erglühte in tieferer Glut — dann aber war es, als zöge er plötzlich die Schleier der Dämmerung aus dem Tale über seine erglühende Wange und verbärge seine Liebe hinter

weißen Tüchern. Der Mond ging auf und goß rieselndes Silber über alle Wiesennebel aus.

Ein schmaler, glänzender, blauweißer Strahl bahnte sich einen Weg durch die breiten Kronen der Kastanien und die dunklen Tannen hindurch. Jetzt glitt er über ein großes Kruzifix hin, das irgendwo da drinnen auf dem Bergpfad errichtet war.

In dem dahingleitenden weißen Mondschein sah es aus, als ziehe ein Ausdruck unendlich mitleidigen Schmerzes über das zum Himmel aufgehobene dornengekrönte Gesicht. — — —

An einem der letzten Tage des August kam Kassian Gamper wieder einmal zu dem Kaplan Joseph Wellner.

„Gut, daß er wieder da ist," dachte Kassian, während er Marianne auftrug, den Kaplan zu fragen, ob er mit dem geistlichen Herrn allein sprechen könne.

Der junge Pfarrer war vor Überanstrengung einige Zeit krank gewesen und hatte dann plötzlich verreisen müssen. Er war an das Sterbebett seines Vaters gerufen worden.

Als Kassian ins Zimmer eingetreten war, schien er nicht zu wissen, wie er anfangen sollte. Er saß ganz außen auf dem Stuhl und drückte seinen Hut zwischen den schweißigen Händen.

Der Kaplan ließ ihm Zeit, sich zu sammeln; er saß ganz unbeweglich da.

Schließlich war es, als ob Kassian irgend ein Hindernis hinuntergeschluckt hätte, und dann drang es heiser und jäh aus seinem Mund: „Ja, es handelt sich nicht um Hochzeit, daß Gott erbarm!"

Wieder wurde es totenstill. Der Kaplan saß ebenso unbeweglich, wie der heilige Joseph in der kleinen Nische über dem Schreibtisch.

Dann gab sich Kassian einen Ruck und sagte: „Meine Kathi ist in Schande und Unglück geraten."

Schweigend starrte er alsdann auf den Boden; es war ihm zu schwer, aufzusehen und das Erstaunen, ja die Entrüstung des frommen Herrn sehen zu müssen. Aber nachdem er es nun einmal gesagt hatte, redete er weiter — hastig, stoßweise, tonlos — beinahe, wie wenn er es vom Boden abläse.

Er erzählte, wie das Mädchen in den letzten Monaten so recht besonders gewesen sei, wohl fügsam und demütig, aber immer mit verweinten Augen. Und wenn man mit ihr gesprochen habe, habe sie einen oft ganz verstört angesehen. Besonders wenn Perkmann dagewesen sei, da sei sie scheuer gewesen als je vorher. Aber man habe ja nicht weiter darüber nachgedacht — da sei so viel anderes zu tun gewesen.

In der letzten Nacht nun habe er ein Geräusch

an der Haustüre gehört, und da habe er sich gefragt, wer denn das sein könne. Rasch habe er etwas übergeworfen und sei hinausgeeilt. Die Türe sei offen gewesen, und beim hellen Mondschein habe er Kathi, fast nur mit dem Hemde bekleidet, über die Wiesen hin zum Fluß hinunterlaufen sehen. Er habe gemeint, sie wandle im Schlaf, und sei ihr nachgelaufen.

Drunten am Fluß sei sie, die Hände vor dem Gesicht, stehen geblieben und habe nur immer den Kopf hin und her gewiegt. Dann habe sie plötzlich die Hände vorgestreckt, den Kopf zurückgeworfen, daß ihr die langen Zöpfe ins Gesicht geschlagen hätten. Und dann habe sie in den Fluß springen wollen — so sei es ihm wenigstens vorgekommen.

Der Kaplan hatte beide Hände vors Gesicht geschlagen, wie wenn es ihm schwindlig würde.

„Ach ja — daß man als Vater so dasitzen und solche Dinge von seinem eigenen Kinde erzählen muß!“ schrie Kassian plötzlich auf; aber dann schnappte seine Stimme über, und wieder matt und tonlos fuhr er fort: Er habe sie festgehalten, und da sei sie am Ufer zu seinen Füßen niedergesunken. „Wolltest du in den Fluß springen, oder bist du im Schlaf gewandelt?“ habe er gefragt, und sie habe geantwortet: „Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht!“

Er habe sie heimgeführt und gleich zu Bett ge-

bracht, denn sie habe wie im Schüttelfrost gezittert. Dann habe er sich mit der Base an ihr Bett gesetzt, die auch aufgestanden war, und sie hatten sie gefragt: „Hast du es getan, um von dem alten Perkmann frei zu werden?" Und da habe sie gerufen: „Nein, nein — jetzt nimmt er mich doch nicht!" Und darauf habe sie sich an die Base angeklammert und gerufen: „Versteck mich! Versteck mich!"

„Ja, und dann erfuhren wir die ganze Schande und das ganze Unglück," schloß Kassian. „Sie sagte, sie habe gefürchtet, ich werde sie totschlagen. Ja, sie versteht's! Sie schlägt mich tot!"

Er stockte und wischte sich große Schweißtropfen von der Stirne. Über der Nische mit dem heiligen Joseph tickte eine rastlose kleine Uhr.

„Und nun komme ich hierher, weil — ich komme, weil — —" Er stockte. „Ja, sie will den Namen des Schurken um keine Welt sagen, ich aber will wissen, wer er ist."

Der Kaplan atmete schwer, dann fragte er: „Warum?"

Kassians Hände krampften sich um seinen Hutrand, daß die Nägel tief eindrangen. „Weil ich ihn erst halbtot schlagen will. Und dann soll er sie heiraten. Aber sie sagt ihn nicht. Dieses Nein war nicht mißzuverstehen Es steht so fest, wie wenn ich es selbst gesagt hätte. Aber ich meine — der

Herr Kaplan könnte sie dazu bringen, den Namen zu sagen. Ich habe ihr auch damit gedroht, und da bekam sie Angst. Und deshalb komme ich. Der Herr Kaplan muß sie dazu bringen."

„Nein."

„Nein?" In seinem Erstaunen sah Kassian jetzt zum erstenmal auf. Über die blassen Wangen des Geistlichen huschte ein Schimmer von Röte.

„Nein .... Ich weiß nicht, was das nützen könnte."

„Er soll ihre Ehre wieder herstellen, das soll er."

„Wieder herstellen — ja, wenn er das kann — was weiß man? Wenn er nun ein Schurke ist, wie Ihr sagt?"

„Nun, dann kann ich ihn jedenfalls totschlagen."

„Dazu verhelfe ich Euch nicht."

„Will der Herr Kaplan ihn schützen?"

„Nein, aber Euch, Kassian Gamper. Es ist Sünde, sich zu rächen."

Kassian stieß plötzlich einen Laut aus, der einem Lachen glich. „Ich soll ihm vielleicht vergeben, he?"

„Nein, das ist nicht Eure Sache. Das Unrecht, das einem andern zugefügt worden ist, sollen wir ja nicht vergeben. Ich glaube, Ihr habt das Recht — so zornig über den Mann zu sein, als Ihr nur wollt . . . aber nicht das Recht, Euch zu rächen."

„Ja, in uns ist nun eben etwas, das sich dieses Recht selbst nimmt. Der Herr Kaplan weiß, daß

ich auch meine Religion habe: ich zweifle an nichts, was das betrifft, und habe mit Absicht niemals irgend einen Gottesdienst am Sonntag versäumt. Dies hier aber hat nichts mit meiner Gottesfurcht zu tun; ich kann es ja lassen, mir vorzunehmen, mit ihm ins Gericht zu gehen, aber ich weiß doch, daß ich es tue. Und ich werde ihn schon fassen. Jetzt ist mir's freilich, als ob jede Mannsperson, die vorübergeht, verdächtig nach meinen Fenstern schielte, aber wenn der erste Zorn verraucht ist, werde ich schon klarer sehen. Von den Leuten im Hause ist es keiner: auf den alten Hans kann ich mich verlassen wie auf mich selbst, und Martin hat ein Verhältnis mit einer von den Mägden. Die Base ist nicht davon abzubringen, es sei einer von den Musikanten gewesen, die im Dorf umherzogen, während ich droben in Laas bei Perkmann war. Ein ganz junger, wilder und blasser Mensch, der den Dudelsack blies und so betrübt tat, daß Kathi darüber geheult habe. Sie wollten in Schlanders übernachten, und wer weiß, ob nicht so ein Halunke sie dazu gebracht hatte, mit ihm droben im Walde zusammenzutreffen. Sie sei damals kurz nachher in die Berge gegangen und habe gesagt, sie bleibe bei Anna übernacht. Und sie sei auch wirklich erst am nächsten Morgen wieder heimgekommen. Aber bei Anna ist sie nicht gewesen, das haben wir seither gehört."

„Perkmann?" fragte der Kaplan. „Habt Ihr mit ihm gesprochen?" Seine Stimme klang matt, wie wenn es ihm eine Qual wäre, dies alles mitanzuhören.

„Ja, das ist auch ein saurer Gang für mich gewesen. Perkmann ist der beste Mensch von der Welt und er sagte gleich: ‚Kassian Gamper,' sagte er, ‚ich möchte das Mädchen nicht noch unglücklicher machen, als sie schon ist; ich werde reinen Mund halten und könnte sie deswegen auch wohl heiraten. Aber wenn sie es mit einem andern gehabt hat, während sie mit mir verlobt war, so kann niemand dafür einstehen, was in der Zukunft geschehen wird. Und man heiratet doch nicht, um nachher zum Gespött der Leute in Laas zu werden,' sagt er. Ja, nun ist ihm die Lust vergangen, eine Junge zu heiraten, das habe ich wohl gemerkt. Jetzt will er lieber die Lisa Dittl dafür belohnen, daß sie ihm all die Jahre her eine getreue und willige Haushälterin gewesen ist."

Der Kaplan sah immerfort auf den Boden, wie wenn er gar nicht zuhörte. Dann stand er auf, trat an den Schreibtisch und begann da seine Papiere zu ordnen.

„Habt Ihr ihr gesagt, daß Ihr ihr verzeihen wolltet?" fragte er in seiner gewöhnlichen, etwas zögernden Art.

„Nein, denn das tue ich nicht.“

Der Kaplan stand noch über seine Papiere gebeugt da. „Bedenket, sie hat vielleicht recht wenig Schuld — vielleicht fast gar keine, ich meine — sie ist noch so ein Kind.“

„Dann soll sie ihn angeben, sonst hält sie es ja mit ihm!“

„Was habt Ihr denn mit ihr im Sinn?“

Kassian schlug die Augen nieder. „Sie soll fort. Es — es wird vielleicht notwendig werden.“

Der Kaplan drehte sich jäh um. Ja, es war nicht angenehm, solche Dinge hören zu müssen! Dann schob er wieder seine Papiere zurecht.

„Und ich will sie lieber nicht zu Hause haben, solange sie mir den Namen verschweigt. Möchte der Herr Kaplan nicht vielleicht zu uns kommen und probieren, ob er sie nicht dazu bringen könnte, es zu sagen?“

„Nein — nein . . . das tue ich nicht! Aber ich glaube selbst, daß es am besten für sie wäre, wenn sie einige Zeit fortkäme. Aber nehmt Euch in acht, Kassian Gamper, daß Ihr nicht hart gegen sie seid. Gehet behutsam mit ihr um, hört Ihr?“

Kassian schlug wieder die Augen nieder. „Da kann der Herr Kaplan ruhig sein. Es wird mir jetzt gar nicht leicht, so hart gegen sie zu sein, wie man vielleicht denken könnte. Es wird mir ganz

weich ums Herz, wenn sie mich nur ansieht. Und das merkt sie natürlich; aber was ich gesagt habe, dabei bleibt's."

Als Kassian dem Kaplan zum Abschied die Hand reichte, zögerte dieser einen Augenblick, ehe er seine schlanken weißen Finger hineinlegte.

Ja, es mochte ihm wohl schwer fallen, die Hand des Vaters zu berühren von so einer, wie Kathi jetzt geworden war ...

Hoch droben im Gebirge — da wo der Kastanienwald mit seinen großen grünen Blättern längst dem schwarzen Gürtel der Tannen hat weichen müssen, und wo selbst der Nadelholzwald aufhört und nur noch einzelne wetterfeste Föhren als die letzten kümmerlichen Ausläufer auf den kahlen Berghängen stehen, lag ein einsamer weißer Bauernhof.

Die glänzenden Fenster hielten den roten Schein der untergehenden Sonne noch lange fest, wenn die Häuser im Tale längst unter den bläulichen Abendwolken zur Ruhe gegangen waren. Volle fünf Stunden brauchte man, um hier hinaufzusteigen; im Winter waren die Leute mehrere Monate lang eingeschneit und ohne jegliche Verbindung mit der Außenwelt.

Da droben wohnte eine ältere Halbschwester von Kathis Mutter, mit ihrem Manne und ihrem Sohn.

Vor kurzem hatte sich die Tochter verheiratet, und die Leute sahen sich nun nach einem Mädchen um, das der Hausmutter zur Hand gehen sollte. Das Leben war streng und einsam da droben, die Menschen schweigsam und verdrossen.

Da wollte Kassian Gamper seine Kathi unterbringen, falls die Verwandten sie nehmen würden; ein wenig geizig waren alle beide, Anselm und Martha, möglicherweise erschien es ihnen verlockend, Kathi umsonst bekommen zu können. Ja, und für das erste halbe Jahr wäre Kassian sogar bereit, noch ein wenig zuzuschießen — das wäre nur recht und billig.

Da sollte Kathi dann bleiben — nicht nur den ganzen Winter über, sondern so lange, bis sie sich seinem Willen unterwerfen würde.

Eines Morgens in aller Frühe zog Kassian seine schweren genagelten Schuhe an und verließ das Haus, um den weiten Weg zu Anselm und Martha hinaufzusteigen.

Er verhehlte ihnen nichts, erzählte ihnen alles und rückte dann mit seinem Anliegen heraus. Martha ließ ihr Spinnrad schnurren, Anselm dampfte aus seiner großen Pfeife und der Sohn Peter band Besen aus Wacholderbeerreisig. Keines von allen erwiderte ein einziges Wort, als Kassian ausgeredet hatte. Er wiederholte also seinen Vorschlag,

und als noch immer keines das hartnäckige Schweigen brach, schwieg auch er und meinte, sie wollten das Mädchen nicht aufnehmen, weil es so ins Unglück geraten sei, wollten ihn aber nicht beleidigen, indem sie es aussprächen.

Hierauf ging er mit Anselm die kleine Strecke Weges bis zu der Sennhütte, um nach seinem Vieh zu sehen; jetzt rückte ja der Tag von Mariä Geburt heran, wo die Herden wieder zu Tal zogen. Als die beiden zurückkehrten, hatte Martha die Suppe zum Mittagessen fertig, und sie hatte überdies einen Eierkuchen mit Schinken gebacken, weil das Kassians Leibessen war. Ei, das war ja sehr aufmerksam! Das Mittagessen verlief, ohne daß die Sache, derentwegen Kassian gekommen war, mit einer einzigen Silbe berührt wurde — und erst als er den Heimweg antreten wollte, sagte Martha bedächtig: „Ja, dann kannst du sie also heraufbringen. Was meinst du, Anselm? Wir können sie doch wohl nehmen?"

Der Mann nickte ernsthaft und nachdenklich, wie wenn er sagen wollte: „O ja, das können wir schon." Der Sohn aber mit seinem großen Kopf saß unbeweglich da und sah recht verdrossen drein.

Nun ja, es war nicht so verwunderlich, daß ihnen das nicht so recht hinunter wollte. Kathi jetzt! Das war ja nicht mehr das Mädchen von vorher.

Aber es zeigte sich, daß gerade das für Martha, die alle solche Vorkommnisse sehr streng verurteilte, wie es sich auch gehörte, und es für eine unauslöschliche Schande hielt, daß so etwas in der Familie vorkommen konnte, doch eher ein Grund war, Kathi bei sich aufzunehmen. Denn vorher war das Mädchen ja so lustig und eigensinnig gewesen, und das paßte nur schlecht zu denen da droben; jetzt war sie wahrscheinlich zahmer und stiller und schüchterner — wie es bei der Schande auch sein mußte — und so konnten sie sich vielleicht darauf einlassen, sie zu nehmen.

Kassian ging nicht geradenwegs nach Hause, sondern zuerst beim Kaplan vorüber, um ihm zu sagen, daß er nun einen Aufenthaltsort für Kathi gefunden habe. Sie dürfe sich auch nicht wieder im Tal blicken lassen, bis sie nachgegeben habe. Nicht einmal am Sonntag dürfe sie mit den andern zum Hochamt herunterkommen. Sie könne in die kleine Kapelle gehen, wo einer von den Klosterbrüdern die Messe lese.

Der Kaplan ließ ihn ausreden und fragte dann: „Sie werden doch gut gegen sie sein, die Menschen da droben?"

„Ja — aber sie bekommt es streng."

Der Kaplan schloß die Augen. Dann nickte er Kassian zu und sagte: „Ja, ja, es gibt nur zwei Wege zum Himmel. Unschuld oder Buße. Das

dürfen wir für niemand ändern — wenn wir es noch so gerne möchten. Was sagt sie selbst dazu?"

„Sie weiß es noch gar nicht. Ich kann sie allerdings zwingen, mit mir hinaufzugehen, aber ich habe Angst, in ihren Augen könnte geschrieben stehen, daß sie in der ersten Nacht wieder ins Tal herunterlaufen werde. Wenn nur der Herr Kaplan mit mir gehen möchte und es ihr so darstellen, daß sie gutwillig hinaufginge. — Es kann doch unmöglich unrecht sein, sie dazu zu überreden," fügte er rasch hinzu, als der junge Geistliche seinen blonden Kopf schüttelte.

„Nein, nein," sagte der Kaplan, „aber — es wäre zu peinlich für sie. Und das soll ihr erspart werden."

Die Abendsonne fiel durchs Fenster herein auf sein blasses Gesicht. Nach der Krankheit, die doch nur so kurz gewesen war, sah er oft recht leidend aus.

„Ich habe weder Recht noch Gewalt, sie zu überreden. Ausgenommen da, wo ich — nicht würdig bin zu stehen, aber wo ich auch nicht der bin, der redet, sondern nur der Stellvertreter eines andern. Da erwarte ich sie — dahin zieht es sie doch wohl bald. Sagt ihr, daß ich sie da erwarte."

An einem Samstagabend in der Dämmerung ging Kathi zur Beichte. Die Base ging mit ihr. Als sie vors Haus traten, steckte Kathi ihre Hand

in die der Base, und so ging sie den ganzen Weg wie ein banges, kleines Kind.

Die Base blieb in der halbdunklen Kirche zurück, während Kathi im Beichtstuhl kniete. Und die Base bat den lieben Gott, daß der fromme Mann doch nicht gar zu streng mit ihr verfahren möge. „Ach heilige Maria, Mutter Gottes! Es war freilich unerhört in ihrer Familie und überdies auch fast unerhört in Goldrain — aber sie war doch noch so ein Kind!"

Als Kathi heimkam, setzte sie sich sogleich neben ihren Vater und fragte: „Wo willst du mich hintun?"

Er antwortete ihr so kurz wie möglich, daß sie in die Berge solle, um der Base Martha an die Hand zu gehen, aber nie mit den andern ins Tal herunter dürfe.

Die Base schluchzte laut und drückte die Schürze an die Augen, aber Kathi sagte zu allem immer nur ja, ja.

„Außer wenn du mir das sagen willst, was du wohl weißt, dann darfst du wieder heimkommen."

„Dann muß ich da droben bleiben, bis ich sterbe," erwiderte sie.

Nach ein paar Tagen war alles zum Fortgehen bereit. Peter sollte kommen und sie holen.

Am letzten Abend trat Kassian Gamper in die große Stube, wo seine alte Schwester mit ihrem

Strickzeug saß. Er glaubte, Kathis lange Zöpfe auf dem Tisch liegen zu sehen ... Ja, sie saß wohl dort drüben auf der Bank vor dem Fenster und hatte den Kopf auf die Tischplatte vor sich sinken lassen.

Es wurde ihm auf einmal weich ums Herz, und er nahm die eine Flechte in die Hand — wie um sie zu wägen. Dieses Zeichen verstand sie gut — besser, als wenn er sprach.

Aber die Flechte leistete keinen Widerstand — sie blieb ihm in der Hand, als er diese wieder zurückzog.

Von jähem Schrecken erfaßt, ließ er die Flechte los. Und da war es, als würde sie lebendig. Durch ihr eigenes Gewicht glitt sie über die Tischkante hinab und zog im Fallen auch die zweite mit sich; jetzt fielen sie mit einem leisen, dumpfen Ton, bei dem Kassian ein kalter Schauder über den Rücken lief, zu Boden.

Er deutete auf den Boden, wo die langen Zöpfe ineinander geschlungen lagen. „Was ist das? Was soll das bedeuten?" fragte er heiser.

Die Base wischte sich die Augen, hob die Zöpfe auf und legte sie wieder auf den Tisch.

„Eben vorhin hat sie sie mit meiner großen Schere abgeschnitten, dann ist sie zu Bett gegangen. Sie sagte, sie sei so müde. ‚Da liegt nun die Kathi von Goldrain,' sagte sie, als die Zöpfe herunterfielen. ‚Es ist, als sei ich es selber. Sie sollen

hier bleiben, Base, denn ich komme nie wieder herunter.' Dann bat sie noch, wir möchten sie auf den Altar des heiligen Joseph legen. ,Denn ich habe ja nichts anderes, Base,' sagte sie. — Ich fragte: ,Tust du es, damit er dir wieder freundlich gesinnt werden soll?' Und sie antwortete: ,Mir, mir! Ach nein — was habe ich dabei zu tun?' Ja, bisweilen weiß sie selbst nicht recht, was sie redet, denn es ist doch ganz deutlich, daß sie das Schönste, was sie hat, hingeben wollte, um den großen Heiligen milder zu stimmen — oder vielleicht ist es auch eine Art Buße, die sie sich selbst auferlegt hat."

Mit einem Gefühl, das dem des Entsetzens verwandt war, starrte Kassian auf die dicken, abgeschnittenen Flechten.

Diese Zöpfe, die er glänzend und goldigschimmernd um Kathis runde, weiche Schultern hatte gleiten sehen, wenn sie mit erhitzten Wangen an ihrem Spinnrädchen saß und es viel, viel hurtiger schnurren lassen wollte, als die Base das ihrige ... oder er hatte sie hoch auffliegen sehen, wenn sie aus einer Stube in die andere tanzte! Diese Zöpfe, die sie ihm um den Hals wickelte, wenn sie ihm etwas abschmeicheln wollte, und dann lachend rief, nun halte sie ihn gefangen, bis er Ja sagte!

Kathis lange Zöpfe, die immer wieder herunterfielen, die kein Pfeil noch Kamm im Nacken fest-

halten konnte — ja, sie waren Kathi selbst, Kathi von Goldrain, Kathi ganz und gar, Kathi ausgelassen und lustig, Kathi, wie sie unter ihnen wandelte, Kathi, wie sie alle kannten, die jedes Kind in ganz Goldrain mit seinem kleinen Fingerchen, selbst wenn sie den Rücken kehrte, sogleich bezeichnen konnte: „Das ist die Kathi!"

Er schob die schweren toten Flechten zu seiner Schwester hinüber und sagte: „Hebe sie auf! Hebe sie auf! Sie dürfen nicht aus dem Hause. Sag ihr, daß ich es nicht ertragen könnte, sie jeden Sonntag dort auf dem Altar zu sehen ... Und die andern dürfen es auch nicht wissen. Was sollten sie denn denken?" Nach diesen Worten verließ Kassian rasch das Zimmer.

Aber von diesem Abend an wanderte Kassian Gamper gar oft in seiner eigenen Stube auf und ab. Immer auf und ab — die Hände auf dem Rücken, den Kopf etwas vorgebeugt ... während er bei jeder Wendung geistesabwesend vor sich hinmurmelte: „Kathi — Kathi —"

Gegen den Herbst wurde es allmählich in der Gemeinde bekannt, daß der Kaplan Joseph Wellner, als er im Sommer verreist war, seinen hohen Vorgesetzten gebeten hatte, als Missionar ausgesandt zu werden.

„Natürlich zu den schlimmsten Menschenfressern,“ klagte die bekümmerte Marianne. „Denn obgleich er hier bei den Kranken und den Betrübten herumgeht und sich nicht einmal mehr ordentlich Zeit zum Essen und Trinken nimmt, kann er es seiner Meinung nach nicht streng genug bekommen. Ach, möchte doch Gott die hohen Herren erleuchten, daß sie ihn hier bei uns lassen!“

Diesen Wunsch teilten alle in Goldrain. „Von mir kannst du nicht erwarten, daß ich diesen Plan unterstütze, mein guter Wellner,“ sagte der Pfarrer Andreas Beizinger, der seinen unermüdlichen Kaplan sehr ungern hergegeben hätte. „Ich kann es weder um deiner selbst, noch um der Heiden willen wünschen. Du bist ja viel zu gut und bringst die Kannibalen doch nicht davon ab, dir die Haut abzuziehen und dich zu braten.“

Kassian war bei diesem Gedanken ganz außer sich. Bei wem sollte er sich denn dann aussprechen? Jetzt verging keine Woche, ohne daß der Kaplan bei ihm, oder er bei dem Kaplan gewesen wäre. Außer dem Kaplan war seine Schwester die einzige im Dorfe, die den wahren Sachverhalt kannte; alle andern glaubten, Kathi habe, als es zum Klappen gekommen sei, den alten Perkmann eben doch nicht nehmen wollen, und sei wegen ihrer Widerspenstigkeit hinauf ins Gebirge geschickt worden.

Wenn Anselm und Martha an den Sonntagen herunterkamen und Kassian und die Base sich dann nach Kathi erkundigten, sagten sie immer nur: „Ja ja, es geht schon;“ und Kassian wollte sie dann nicht weiter ausfragen, weil sie das hätten übel aufnehmen können.

Als Kathi nach sechs Wochen krank wurde, brachte Peter die Nachricht ins Tal, jedoch erst, nachdem Kathi das Schlimmste überstanden hatte, sodaß kein Grund zur Sorge vorhanden war. Und dann fühlte Kassian es ja nur als eine große Erleichterung, daß die äußere Schande nun abgewendet war. Aber Kathi solle sich doch ja nicht einbilden, sagte er, daß sie in seinen Augen nun eine andere geworden wäre. Ja, nun werde sie wahrscheinlich noch eigensinniger im Verschweigen des Namens, den zu verraten sie sich durchaus nicht zwingen ließ — aber ehe sie ihn sage, dürfe sie nicht nach Hause kommen.

Über all dies redete Kassian Gamper mit dem Kaplan Joseph Wellner. Aber der Kaplan blieb bei seinem ersten Ausspruch: „Was könnte es nützen, wenn Ihr den Namen erführet! Es würde die Sache für Euch selbst nur noch schlimmer machen!“

„Für mich! O nein; ich bin freilich jetzt ein einsamer Mann ohne Freude — meine alte Schwester hat jeden Morgen rotgeweinte Augen, und sie, die

mir am allernächsten stand und mein Augapfel war, ist fortgeschickt und ihr Leben ist zerstört — aber dies alles ist nichts dagegen, wie mir das am Herzen frißt, daß er frei ausgegangen ist und ungehindert unter uns herumstolzieren kann. Schon allein um der Gerechtigkeit willen muß ich ihn packen können."

Kassian war eben mit dem Kaplan bei der kleinen Marienkapelle droben am Bergpfad zusammengetroffen. In langen, blutroten Ranken hing der wilde Wein an den Mauern der Kapelle und über die Felsen herunter.

„Die Gerechtigkeit, die geht ihren Gang auch ohne Eure Hilfe! Ja, der Mann ist vielleicht seiner Schuld davongelaufen, was wir ja alle am liebsten täten. Aber dann wird er von seiner Schuld verfolgt. Dann kommt in der Dunkelheit ein Schritt hinter ihm her, und der hält nicht an, bis er ihn erreicht . . . ihn im Nacken gefaßt hat. Was könntet Ihr ihm antun, was schlimmer wäre als das?"

„Na na, man weiß doch, daß mancher Halunke für das, was er angestellt hat, gar nicht büßen muß."

„Meint Ihr? Vielleicht hat er aber auch seine Sünde erkannt und seine Schuld auf sich genommen, um sie zu tragen — und zu büßen. Glaubt Ihr denn, irgend etwas, was Ihr ihm antun könntet, wäre schlimmer zu erdulden, als das Leiden, das er selbst auf sich genommen hat?"

„Das weiß ich nicht, aber so viel weiß ich, daß ich ihm nicht erlaube, sich hier unter uns breit zu machen, ohne daß ich mit ihm abgerechnet habe. Ich komme nie in die Kirche, ohne daß ich an jene Geschichte vom heiligen Joseph denken muß, die sich in den alten Zeiten zugetragen hat. Ja, die Geschichte kennt der Herr Kaplan vielleicht noch nicht. Der Herr Kaplan muß nämlich wissen, daß zu der Zeit hier im Gebirge Gold gefunden wurde, und eines Abends gingen zwei Brüder mit ihren Säcken an den Fluß hinunter, um einige Metallklumpen auszuwaschen. Da hatte der eine fast lauter reines Gold in seinem Sack. Als der andere das sieht, stößt er den Bruder ins Wasser hinein und nimmt dessen Sack an sich. Später findet man die Leiche, und die Leute sagen, er werde wohl ausgeglitten und ins Wasser gefallen sein; aber als der Mörder in die Kirche kommt und an den Altar des heiligen Joseph tritt — es war gerade im Frühjahr bei seinem Namensfest — streckt das Bildnis des guten Heiligen sogleich seinen Finger nach ihm aus und berührt ihm die Stirne, und dann ist auf dieser ein dunkler Fleck wie ein Kainszeichen, und der Mann fällt vor aller Augen vor den Füßen des Pfarrers tot um. — Wenn ich jetzt die langen weißen Finger des heiligen Joseph sehe, muß ich immerfort denken, warum er sie nur nicht

dazu braucht, mir den Schuldigen zu bezeichnen, und warum das heilige Bildnis solche Dinge jetzt nicht mehr tut, wie sie in früheren Zeiten geschehen sind."

„Der heilige Joseph tut es vielleicht, wenn Ihr selbst erst den Schuldigen gefunden habt — der da drinnen sitzt," sagte der Pfarrer, indem er seine weißen Finger ausstreckte und damit Kassians Brust berührte.

„Ja, vor Gott sind wir alle Sünder! Aber in diesem Stück habe ich mir nichts vorzuwerfen. Ich habe meine Kinder in Zucht und Ehren erzogen, so gut wie jeder andere hier in Goldrain, und wie ein Hechelmacher auf sie aufgepaßt. Daß so etwas geschehen ist, daran bin ich ebenso unschuldig wie — ja wie der Herr Kaplan selbst."

Der Geistliche richtete sich auf und stand vor Kassian Gamper. „Mea culpa," sagte er, „mea culpa, mea maxima culpa."

„Ja, wenn man es so fromm nehmen will," erwiderte Kassian, „dann könnte ich mich ebensogut schuldig fühlen, wenn ein Türke den andern totschlägt."

„Ja, ja, vielleicht," sagte der Kaplan. „Aber wir brauchen nicht bis ins Land der Türken zu gehen, um unsere Schuld zu finden. Da sollten wir lieber in uns selbst gehen. Ich glaube, daß

kein Mensch ins Herz getroffen wird, ohne daß er selbst auf irgend eine Weise die Kugel hat gießen helfen. Wenn Ihr hier getroffen worden seid, wie nie zuvor, wißt Ihr, was Ihr dann tun solltet, Kassian Gamper? Dann solltet Ihr Euer Herz und Leben prüfen wie nie zuvor, ob sich da nicht dies oder jenes findet, was Ihr zwar vergessen habt, was aber doch einmal von Euch gesäet worden ist, und das Ihr jetzt ernten müsset. Ehe Ihr den Schuldigen in Eurem Innern entdeckt habt, könnt Ihr nicht erwarten, den Schuldigen außer Euch zu finden. Eher seid Ihr nicht recht vorbereitet, mit ihm zusammenzutreffen."

Kassian sah der schlanken, dunklen Gestalt nach, bis sie unten auf dem Bergpfad verschwand; dann ging er selbst heimwärts.

Er hing an dem jungen Geistlichen und konnte diese Unterredungen mit ihm nicht entbehren. Aber diese Pfarrer — immer mußten sie alles so auslegen, als ob hier im Leben alles recht und gerecht wäre, und als ob man es nur selbst verkehrt ansähe. Aber er gab nicht nach! Er war ein Sünder vor Gott, ja, das war er, aber als Ehemann und Vater konnte man ihm nichts vorwerfen.

Er konnte gar nicht verstehen, warum er jetzt immerfort an damals denken mußte — an damals, ehe Kathi zur Welt kam. Es kam doch nur daher,

daß Kathi ihn in der Nacht, wo er sie am Flußufer zurückhielt, ganz genau mit den Augen der Aloisia angesehen hatte. Es waren die Augen, die ihn oft so ängstlich und flehentlich angeschaut hatten, weil sie zitterte in dem Gedanken, ein weiteres Kind nicht überleben zu können. Und sie war ja dann auch dran gestorben. Aber manche Frau stirbt schon am ersten Kind, wer kann das zum voraus wissen?

Nun war das alles wieder in seinem Gedächtnis aufgewacht, und er konnte jene Augen nicht mehr vergessen, seit Kathi ihn in der Nacht drunten am Flusse angesehen hatte. — —

Droben im Gebirge fiel der weiße Schnee.

Drunten im Tale gab es reifes Obst, blaßrosa Herbstzeitlosen auf allen Wiesen, glänzende braune Kastanien zum Einheimsen und in allen Farben prangendes Laub.

Aber da droben stellte sich der Winter sehr zeitig ein.

Jetzt mußte man sich meistens im Hause aufhalten. Die Spinnräder und der Webstuhl kamen ordentlich in Gang, und wenn die Männer die Kühe gemolken und das andere Vieh versorgt hatten, saßen sie in der Stube, banden Besen oder schnitzten Kochlöffel.

Kathi trug da droben ein Tuch über ihrem

kurzen Haar. Jetzt war es schon wieder ein Stück gewachsen; aber so lang, wie es gewesen war, wurde es wohl nie wieder. Es war noch ebenso dicht, hatte aber einen dunkleren Schein und funkelte nicht mehr wie Gold in der Sonne. Kathi tat alles, was ihr in Haus und Hof aufgetragen wurde. Seitdem es überstanden und sie einigermaßen wieder zu Kräften gekommen war, brauchte sie ja nicht mehr so geschont zu werden wie in der ersten Zeit. Die Arbeit wurde ihr schwer und war ihr ungewohnt; drunten beim Vater war für die groben Geschäfte das Gesinde dagewesen, und im Hause hatte sie nicht mehr getan, als sie Lust gehabt hatte. Sie hatte ein wenig gesponnen, ein wenig geklöppelt, Pfannkuchen gebacken und zur Gitarre gesungen, in welcher Kunst sie der Schulmeister unterrichtet hatte. Oder sie lief dahin und dorthin, ohne irgend etwas zu arbeiten.

In diesem Stück war mit dem Vater eigentlich recht leicht zu leben gewesen; wenn die Töchter sich nur blindlings seinem Willen unterwarfen, wollte er gar nicht, daß sie sich abrackerten. Er war eher stolz darauf, daß die Mädchen des reichen Kassian Gamper eine Stufe höher stünden, als die andern in Goldrain, und es dadurch zeigten, daß sie auch einmal nichts taten, oder sich in Fertigkeiten übten, die die andern nicht hatten.

In der ersten Woche ihres Aufenthaltes auf dem Berge, ja eigentlich von jener Nacht am Flußufer an, hatte Kathi an nichts anderes mehr denken können, ja sie hatte nichts anderes gesehen, gefühlt, gewußt, empfunden, als die Angst, die Angst, die wie ein entsetzlicher Druck auf ihr lag und alles andere ausschloß, die ihr in allen Gliedern lag, ihr jeden Atemzug benahm, sie aber doch nicht töten konnte.

Als dann die körperlichen Schmerzen kamen, waren sie ihr geradezu eine Erleichterung, weil sie die Angst etwas zurücktrieben. Und als das ganz Unglaubliche geschah, als die Angst dann plötzlich von ihr genommen war, als sie auf einmal von dem, was bevorstand, und von allem, was es im Gefolge gehabt hätte, befreit wurde, befreit von dem Allerschlimmsten, nämlich möglicherweise gegen ihren Willen einen andern zu verraten, dann war es ihr ein geradezu köstliches Gefühl, ihr Leid jetzt in aller Ruhe durchkosten zu dürfen, so recht betrübt sein mit vielen Tränen — über das, was nun nie an ihrer Brust liegen würde, und was sie dicht, ganz dicht an ihr Gesicht hätte drücken dürfen, über das, was sie nun nie mit ihren Augen sehen, nie mit ihren Händen umfassen durfte ... sie wurden plötzlich so leer, so arm, so unnütz, ihre Hände ...

Ja, dieses Leid war köstlich, es hatte ja das

Aufhören der Angst gebracht — und deshalb konnte sie Tag und Nacht dafür danken — —

Nachher kam das Schwere. Da erwachte alles wieder in ihr — das Herz und alle Gedanken, jedes Gefühl. Da tat ihr alles weh, alles, was sie berührte — jedes Wort, das sie zu ihr sagten, jede Arbeit, die sie anfaßte, alles, alles tat unerträglich weh.

Und das Heimweh — o das quälte sie so sehr, daß es sie in jeder Nacht beinahe auf die schroffsten Felsen hinausgetrieben hätte — zum Sprung in die Tiefe.

Am Sonntag, wenn das Wetter und die Wege den andern das Hinabsteigen zum Hochamt erlaubten, da war das Heimweh am schlimmsten. Dann stand sie unbeweglich da und sah ihnen nach — ehe sie selbst den weiten Pfad nach der Klosterkirche einschlug. Sie sah ihnen nach, bis sie nur noch wie kleine schwarze Punkte an der Bergwand aussahen. Wie unglaublich engelgut, wie auserwählt, wie geliebt von dem Herrn mußten doch diese drei Menschen sein, daß ihnen ein so unerreichbares, unbeschreibliches Glück zu teil wurde, mit dem Rosenkranz und dem Gebetbuch Schritt für Schritt hinuntersteigen zu dürfen, hinunter in das Tal nach Goldrain und in die Kirche! Und sie selbst wußten es gar nicht einmal; sie schritten nicht ein bißchen

anders dahin, als wenn sie sich im Zimmer oder im Hause umherbewegten. Warum mußten es einige so gut haben, obgleich sie es gar nicht einmal verstanden, während andere sich nach derselben Sache in Hunger und Durst fast verzehrten!

Aber es war gut, daß ihr alles so schwer fiel; denn es war ja Buße für ihre Sünde, ihre große Sünde! Und es hätte gerne noch zehnmal schwerer sein dürfen, wenn es nur damit abgetan gewesen wäre; denn da war ja noch etwas, was sie nicht tun konnte.

Denn in ihr selbst, in ihrem Innern, da hatte sie eine Stelle, wo sie lebte, wohin sie fliehen und sich vor allem, was ihr schwer und sauer und unerträglich vorkam, bergen konnte. Als die Angst sie verließ und sie wieder denken konnte, da war sie mit allen ihren Gedanken sogleich dahin geflohen —

Solange sie diesen Zufluchtsort hatte, konnte sie sich in alles finden. Wenn sie hundert, nein tausend Jahre alt werden müßte — immer und immer würde dieser Ort ihre Zuflucht sein.

Das war die Felsenschlucht unter den Kastanienbäumen — mit dem Pfad und dem Rasenplatz.

Es dämmerte — es war ganz kühl, und es duftete nach Geißblatt — dieser Duft gehörte dazu, wenn es ganz getreu sein sollte. Und Schritte — Schritte kamen den Pfad entlang . . . Jetzt wußte

sie, daß sie diese Schritte damals gehört, es sich aber nicht klar gemacht hatte. Dann eine bebende Hand, die sich auf ihr Haar legte — so daß alles auf der Welt gut und besänftigt und wonnig wurde . . .

Ach, diese Hand — sie hätte sie dafür küssen mögen, küssen bis an das Ende ihrer Tage!

Und mit bebendem Herzen erlebte sie alles noch einmal, alles, was gar nicht gesagt oder erklärt — sondern nur gefühlt werden konnte, wieder und immer wieder mit derselben jubelnden, schwindelnden, namenlosen Wonne —

Aber an jenem Tag, wo sie im Beichtstuhl gekniet und ihre Sünde bekannt hatte, da hatte der, der an Stelle des Herrn im Himmel sprach, gesagt, daß sie in ihren Gedanken nie wieder zu dieser Erinnerung zurückkehren dürfe, daß sie jene Stunde hassen müsse. Ach, wie könnte sie das, wie könnte sie es denn?

Wenn Sünde etwas Böses war — dann konnte man es ja schon. Wenn aber nun die Sünde das Beste war, das Allerbeste, das einzige Gute in einem — wie könnte man es dann hassen!

Sie wußte wohl, welch eine unauslöschliche Schande es war, aber als etwas Böses konnte sie es nicht empfinden. Nein, vor jenem Abend hatte sie ja nicht gewußt, was gut sein bedeutete; ihr ganzes Leben lang war sie nur immer eigensinnig

und gleichgültig gewesen, hatte sich um keinen Menschen bekümmert, als nur um die Kathi von Goldrain. Selbst den Vater hatte sie nur lieb gehabt, wenn er ihr ein einzelnesmal nachgab oder stolz auf sie gewesen war.

Aber an jenem Abend, wo sie liebte, liebte — mehr als ihr Leben, weit, weit über sich hinaus — ach damals liebte sie auch alle Menschen in Goldrain, alle Menschen in der ganzen Welt, und alles hätte sie ihnen zu lieb tun können!

Wenn sie nun nie mehr an jenen Abend denken durfte, dann mußte sie böse werden. Wenn sie alle ihre Gedanken von dem einzigen Ort verjagen mußte, wo sie daheim waren, wo sie sich ausruhen konnten, wo sie eine Freude hatten, die niemals zu Ende ging — — so war das ein Leiden, das alles Gute in ihr abschnitt.

Sie erinnerte sich an einen Tag, sie war noch ein Kind, und ihr Vater trat herein und wollte sie schlagen — sie wußte nicht mehr weshalb; in ihrem Schrecken sprang sie zu dem niedrigen Fenster hinaus und entfloh; aber der Weg war kurz vorher mit Marmorsplittern beschottert worden, und sie war barfuß, da war es, als ob ihr lauter Messer ins Fleisch schnitten, und das tat furchtbar weh, sie fühlte es bis zum Herzen herauf. Und als man sie einholte, waren auf den weißen Steinen überall rote Flecken.

So würde es sein — ach nein, viel, viel schlimmer — wenn sie ihre Gedanken von jenem Ort verjagen müßte. Ach, wenn der liebe Gott, der ja alles konnte, es doch so einrichten würde, daß das Denken daran keine Sünde mehr wäre!

Sie hatte ein Bild mitgenommen, das die Base einmal von einem welschen Krämer für sie gekauft hatte, das Bild ihrer heiligen Namensschwester, der kleinen Katharina, die so fromm gewesen war, daß sie durch die Stube schwebte, wenn sie zum Gebet niederkniete.

Und wenn nun Kathi so schwer, so schwer vor ihrem Bett auf den Knien lag, da dachte sie, wenn sich doch nur die kleine, freundliche Heilige ein einzigesmal über sie erbarmen, aus ihrem Rahmen heraustreten — solches war ja schon vorgekommen — und zu ihr sagen würde: „Kathi, jetzt habe ich bei dem lieben Gott für dich ausgewirkt, daß es keine Sünde mehr für dich ist, daran zu denken — denn ich weiß ja, daß du nicht sündigen willst. Du mußt dich nun hier oben abplagen, bis du stirbst, und darfst nie wieder hinunter ins Tal, aber daran denken, das darfst du."

Wenn die andern am Sonntagabend von ihrem Kirchgang zurückkehrten, ließ Martha ab und zu ein paar Worte fallen von dem, was der Kaplan in der Predigt gesagt hatte. Sie tat es absichtlich, so

oft er davon gesprochen hatte, wie sehr man die Sünde hassen und fliehen soll — selbst in seinen innersten Gedanken — denn sie dachte, es könnte Kathi nützlich sein, solches zu hören. Und Kathis Hände wurden jedesmal eiskalt vor Angst, so oft die Base begann: „Er sagte übrigens heute" — denn dann kam immer etwas, was sich ihr schwer aufs Herz legte. Wenn dann aber Martha mit den Worten schloß: „Ja, der Gottesmann! Er ist ganz wie ein Heiliger," und Anselm gewichtig dazu nickte, dann sagte Kathi immer: „Ja, das ist er."

Eines Tages, als sie draußen war und Peter beim Melken half, stieg plötzlich der Gedanke in ihr auf, daß diese Erinnerung, die sie eben nicht lassen konnte, weil sie nicht fromm genug war, und an der sie fester hing als an ihrem Leben, ja daß diese Erinnerung von einem andern so verabscheut wurde, daß er nie wieder daran denken wollte; aber so lange sie selbst diese Erinnerung nicht losließ, konnte er sich vielleicht auch nicht ganz frei davon machen.

So oft sie sich dieser Erinnerung mit ihrem ganzen bebenden Herzen hingab, zog sie ja ihn mit hinein. Und wenn er nun davon etwas fühlte, wenn der Gedanke jedesmal auch zu ihm kam, sobald sie sich ihm hingab, wenn er ihn, trotzdem er nicht wollte, in das hineinzog und lockte . . . wenn es nun so wäre?

Sie konnte es ja nicht erfahren, nie, niemals! Aber in demselben Augenblick wußte sie auch, daß sie nun nie wieder daran denken wollte.

Nun mochte die heilige Katharina ganz aus ihrem Rahmen heraustreten und sagen: „Es ist keine Sünde mehr für dich!“ Sie würde nur antworten: „Es ist aber eine Sünde für einen andern, und deshalb will ich nicht, denn wenn ich noch länger daran denke — kann er es vielleicht auch nicht lassen.“

Und so oft auch von da an ihre Gedanken, hundert- ja tausendmal an jedem Tag und in jeder Nacht, zu diesem einen Ort hindrängten — sie scheuchte sie zurück.

Das war schwerer als damals, wo sie ihre langen Zöpfe abschnitt und diese auf den Boden hinabfallen sah ... Es tat viel weher als damals, wo ihre armen Kinderfüße über die scharfen Marmorsplitter hinjagten. — —

Aber sie tat es.

Sie fegte und scheuerte, entlockte den ruhigen, schweigsamen Menschen ein paar Worte, begann laut zu zählen — oder betete ihren Rosenkranz.

Sie beraubte sich dadurch selbst aller Ruhe, aller Freude. Es war so viel als das eigene Herz töten.

Aber sie tat es.

Es war nichts Großes, es war nicht einmal etwas Verdienstliches. Sie wußte nur, wie wenig

sie das konnte, was sie sollte — denn wenn sie es gehaßt hätte, so wie sie sollte, dann würde es ihr ja nicht so schwer fallen, ihre Gedanken davon abzuziehen. Es war also gar nichts, dessen sie sich rühmen könnte.

Aber sie tat es. — —

Droben auf dem Berge fiel der weiße Schnee... und überall herrschte endloser Winter.

Der Frühling war im Dorfe eingezogen. Alle Pfirsichbäume waren mit blaßroten, die Birnen- und Pflaumenbäume mit weißen Blüten übersät.

Eines Abends saß der Kaplan Joseph Wellner bei Kassian Gamper in dessen Stube.

„Ich möchte Euch etwas sagen, ehe es die andern erfahren. Jetzt ist es entschieden, daß ich von hier fortkomme," sagte der Kaplan.

„Das möchte ich lieber nicht hören," erwiderte Kassian kurz und barsch — auf diese Art drückte er sein Bedauern aus. — „Wenn wir alle doch so sehr am Herrn Kaplan hängen, begreife ich nicht, warum sich der Herr Kaplan fortsehnt."

Der junge Geistliche wandte ihm seine leuchtenden blauen Augen zu. Dann stieg plötzlich ein feuchter Schimmer in ihnen auf.

„Ich bliebe gerne," sagte er leise, „ich möchte gerne hier sterben — aber mein Weg führt dort hinüber."

Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Es kann sich noch um ein paar Tage, vielleicht um eine Woche, vielleicht um einen Monat handeln, aber jedenfalls ist dies meine letzte Zeit hier. Ich kehre nicht wieder hierher zurück. Hier in Goldrain bin ich jetzt sozusagen ein Sterbender. Und um was ein Sterbender bittet — das schlägt man ihm nicht ab ... Ich möchte Euch um etwas bitten, Gamper. Wenn ich nun fort bin — dann lasset Kathi wieder heimkommen und lasset alles wieder sein wie vorher."

Kassian runzelte die Stirne. „Wenn der Herr Kaplan mir versprechen würde, hier zu bleiben — dann könnte ich mir fast denken, daß ich es täte," sagte er nach einer Weile. „Sonst kennt sie ja die Bedingung."

„Tut es ohne Bedingung," drängte der Kaplan.

Als Kassian schwieg, stand er auf. „Ja, ja, Kassian Gamper," sagte er, „wenn ich nun fort bin, wenn ich für Euch sozusagen ein Toter bin — dann denket daran, daß dies das letzte war, um das ich Euch gebeten habe."

Er ging durchs Zimmer. Am Fenster hielt er an. „Ja, da ist noch etwas," sagte er ein wenig zögernd.

Er blieb am Fenster stehen und schaute hinaus. „Ich kann Euch — ohne meine heilige Amtspflicht zu verletzen — sagen, daß der Mann — —"

Kassian fuhr jäh auf — mit blutunterlaufenen Augen.

Der Kaplan streckte abwehrend die Hand aus, wie um der Frage abzuwehren. „Ich kann Euch nur sagen, daß er bereut hat —"

Kassian ließ ein hartes Lachen hören. „Das freut mich nicht," sagte er, „denn dann hat ihm Gott ja vergeben — und das gönne ich dem Schurken nicht, dann ist er leicht davon gekommen."

Die blassen Wangen des Kaplans färbten sich mit einer jähen Röte. „Wißt Ihr denn gar nicht, was Reue heißen will, Kassian Gamper?" fragte er.

„O doch — das heißt, so ein wenig heulen und versprechen, es nie wieder zu tun. Aber für mich ändert das gar nichts! Kann es die Sache ungetan machen? Kann es meine Dirn wieder zu dem machen, was sie vorher war?"

„Nein — aber glaubt Ihr nicht, daß gerade dieser Gedanke ihm eine Qual ist?" Gegen seine Gewohnheit sprach der Kaplan laut und hastig. „Ein wenig heulen — meint Ihr denn, man dürfe unserem Herrgott das Erbärmlichste bieten. Und Gnade bedeute so viel, als alles für gute Ware hinnehmen? Nein, Reue — wahre Reue, die besteht nicht nur in Tränen, sie besteht in wirklichem Tun. Es ist so viel, als das Böse, das man mit seinem Körper getan hat, auf sich zu nehmen und

in der Seele dafür zu leiden. Die Erinnerung, die man haßt — das, was wie Feuer in den Gedanken brennt — nehmen und es durchleiden ... bis man es alles erlitten hat."

Wie in heftiger Erregung ging der Kaplan im Zimmer auf und ab.

„Und Ihr meint, Gottes Vergebung mache das leicht. Ja, sie macht es so über Bitten und Verstehen — sie reinigt uns in ewiger Weisheit von jedem Flecken, errettet uns von der ganzen ewigen Wiedervergeltung — sie nimmt uns wieder auf in den Gnadenstand — stellt jenes unaussprechliche Verhältnis her, das das ganze Leben des Menschen ausmacht, der sich hineinbegeben hat. Aber die Tat hier unten, die macht sie nicht ungetan, ob wir auch Tag und Nacht flehten: ‚Laß mich doppelt, ja zehnfach dafür leiden, aber mach es ungeschehen, mach, daß ich es nicht getan habe,' — er kann uns nicht erhören. — Deshalb ist dann der Tod eine so große Befreiung — denn an dem Tag hat man es nicht mehr getan. Mit dem toten Leibe ist es begraben, es verwest mit ihm in der Erde. Und man tritt heraus ins Licht, rein und frei — ganz frei."

Tief ergriffen betrachtete Kassian den Geistlichen. „Ja, ja, der Herr Kaplan ist ein heiliger Mann," sagte er und nickte dazu. „Sie nehmen es

sehr ernst mit den kleinen Schwachheiten, die Sie sich haben zu schulden kommen lassen. Aber der Halunke, was meinen Sie, was er fühlt, selbst wenn er sagt, er bereue. Ich will den Herrn Kaplan nicht ausfragen, ich weiß wohl, was man unter dem Beichtsiegel versteht, aber ich suche ihn gerade wie vorher."

Der Kaplan blieb vor Kassian stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Du sollst dem Herrn die Rache überlassen," sagte er, „ihm gehört sie. Als Christ darfst du sie nicht festhalten, du schließt dich dadurch selbst von der Gnade aus."

Kassian sah zu Boden. „Ich kann es vielleicht lassen, ihn zu Boden zu schlagen," sagte er düster. „Ich weiß es nicht — aber das weiß ich, daß ich keine Ruhe finde, ehe er vor dem ganzen Dorfe gebrandmarkt ist. Auf der Stirne soll er gezeichnet sein, so daß es jedermann sehen kann, — das gebe ich nicht auf. Sie ist ja doch gebrandmarkt, jawohl. Es sickert allmählich durch, so sehr man es auch verbergen will. Lisa Dittl, die der Perkmann jetzt genommen hat, will es nicht auf ihrem Mann sitzen lassen, daß er verschmäht worden sei. Sie tuschelt nach rechts und links darüber, sagt, er sei es gewesen, der die Kathi nicht gewollt habe — und dazu habe er seine guten Gründe gehabt. — Ich muß ihn gebrandmarkt haben um der Gerechtigkeit

willen. Darin gibt mir der Herr recht, das glaube ich — und ich meine immer, ja, ich warte immer darauf, daß der heilige Joseph auf ihn deuten soll. Sie hat doch auch seinen Altar immer so schön mit Blumen geschmückt."

„Die Gerechtigkeit geht ihren Gang," sagte der Kaplan. „Der Herr wird ja dem Recht zum Sieg verhelfen, und er kann es tun, ohne daß die Gnade dadurch kleiner gemacht würde, ja ich meine, das macht die Gnade gerade größer, wenn sie nicht auf Unkosten der Gerechtigkeit geübt wird."

Der Kaplan nahm seinen breitrandigen schwarzen Hut. „Wir wollen heute nicht mehr darüber reden, Kassian Gamper," sagte er müde, „und vielleicht finden wir nie mehr Gelegenheit dazu. Wenn ich bisweilen ein Wort für ihn eingelegt habe, so war es um Euer selbst willen, nicht um seinetwillen. Um Euch dazu zu bringen, den Gedanken an Rache aufzugeben. Jetzt muß Euch Gott selbst den Weg weisen! Aber das eine, um das ich Euch gebeten habe, das will ich bis zuletzt wiederholen."

Droben auf dem Berge war es auch endlich Frühling geworden.

Eines Tages hatte Kathi Peter zum Mittagessen hereingerufen und stand nun mit ihm an der Haustüre. Sie hatte eben die Hand auf den großen

Drücker gelegt, da legte er seine große schweißige Hand auf die ihrige.

Im ersten Augenblick wollte sie ihre Hand mit einem dem Entsetzen gleichkommenden Gefühl zurückziehen. Aber dann ließ sie sie liegen; und nach einer Weile gingen sie miteinander hinein.

Im Anfang hatte Peter nie nach der Seite gesehen, wo Kathi sich befand. Vielleicht schämte er sich für sie und war ärgerlich darüber, daß sie das Mädchen im Haus haben sollten. Später hatte er aber doch ab und zu mit ihr gesprochen, viele Worte hatten sie indes im Lauf des Winters nicht miteinander gewechselt. Bisweilen, wenn sie bei der einen oder andern Arbeit war, hatte er sie auch auf die Seite geschoben und selbst Hand angelegt — aber es sah eher aus, als meine er, sie habe ihre Sache verkehrt gemacht, als daß er ihr hatte helfen wollen.

Deshalb kam dies nun auch ganz überraschend. Und nachher wußte Kathi nicht, warum sie es sich hatte gefallen lassen, höchstens vielleicht, weil eigentlich eine große Güte darin lag. Und es war so lange her, seit sich jemand ein wenig ihrer angenommen hatte.

In der nächsten Zeit geschah es öfters, daß Peter, wenn sie beieinander standen, oder einen Augenblick allein waren, seine Hand wieder auf die ihrige oder ihr auch auf die Schulter legte.

Sie gewöhnte sich allmählich daran — es war etwas hilflos Ungeschicktes in der Art, wie er es tat, und das rührte sie. Und es erinnerte nicht — ach ganz und gar nicht — an etwas anderes.

Dann hatte Martha an einem Abend im Monat Juni die beiden ausgeschickt, Anselm entgegenzugehen, der im Tale drunten war. Als sie bei den ersten Tannenbäumen standen, sahen sie Anselm weit, weit drunten, und so setzten sie sich auf einen umgestürzten Baumstamm, um ihn zu erwarten.

Da legte Peter den Arm um sie.

Sie machte eine Bewegung, wie von Angst erfaßt, blieb aber dann unbeweglich sitzen. Und auf einmal wußte sie, warum sie sich das alles von ihm gefallen ließ; es war eine gewisse Hilfe für sie. Dadurch wurde ein doppelter Riegel vorgeschoben vor das, was sie nicht einmal denken durfte. Dadurch war es ganz vorbei — auch für einen andern.

In jener Nacht, wo sie nach dem Flusse hinuntergeflohen war, hatte nur ein einziger Gedanke klar vor ihrer Seele gestanden: sie wollte nicht als eine Anklage für den andern umhergehen, sie wollte ganz, ganz verschwinden. Denn was war sie? Was galt ihr Leben?

Aber jetzt zeigte sich hier ein besserer Ausweg.

Nach einer kleinen Weile zog Peter seinen Arm zurück, und dann begann er zu sprechen — es war,

als habe er mit dem einen erst fertig werden müssen, ehe er sich in das andere einlassen könnte.

„Du weißt, die Eltern wollen ja den Hof hier verkaufen und dann hinunter ins Inntal zu Anna," sagte er. „Sie meinen, ich solle auch mit, und das kann ich ja gut, auch wenn wir zwei uns zusammentun. Aber wir können auch zuerst hinunter zu deinem Vater und hören, was er dazu sagt. Er sähe doch wohl gerne, daß dein Mann bei ihm wäre und dann später den Hof übernähme."

Ja, das war von jeher der Wunsch ihres Vaters gewesen — aber jetzt — sie sah Peter ganz überrascht an; der aber sah geradeaus und kaute an einem Grashalm.

„Peter," drang es fast jammernd über ihre Lippen, „mein Vater will mich ja nicht mehr in seinem Hause haben."

„Na, na," sagte Peter und kaute ruhig weiter an seinem Grashalm. Erst nachdem er damit fertig war, sagte er: „Ich kann ja zu ihm sagen: ‚Willst du deine Tochter nicht', sage ich, ‚dann hast du vielleicht nichts dagegen, meine Braut aufzunehmen, und wenn du das nicht willst, nehme ich sie einfach mit ins Inntal, wo meine Alten sich niederlassen'; dann gibt er schon nach. Wir können an einem der nächsten Tage hinunter. Es hat gar keinen Sinn, daß du dich hier noch länger abrackern sollst.

Seit das Vieh auf der Alm ist, können wir gut allein fertig werden."

Hinunter — wieder hinunter! Der Fluß, die alte Holzbrücke — große gelbe Wiesenblumen — Goldrain — das Haus, der Kirchweg . . . In der Kirche sitzen dürfen, im hintersten Winkel — die singende Stimme vom Altar, der Weihrauchduft, das leuchtende Gesicht dort droben . . .

„Ach Peter!" rief sie und nahm seinen großen Kopf zwischen ihre beiden Hände.

Aber da stand er sogleich auf und sagte wie ganz verdrossen: „Wir können dem Vater ebensogut noch ein Stück weiter hinunter entgegengehen."

Ein paar Tage später wanderte Peter hinunter nach Goldrain, um mit Kassian Gamper zu sprechen. Die Eltern meinten, es sei gewiß am besten, wenn er zuerst allein hinginge; und Kathi war auch voller Angst, als er nun wirklich soweit war.

Anselm und Martha war gar nie der Gedanke gekommen, es könne Peter je einfallen, Kathi zu seiner Frau zu machen. Aber jetzt meinten sie, der Gedanke an das Geld ihres Vaters werde wohl seine Bedenken überwunden haben. Und obgleich sie nicht besonders erfreut darüber waren, dachten sie doch, es sei vielleicht am richtigsten, wenn man auf das Wesentliche sehe und über das andere ein Auge zudrücke.

[illegible] ein wenig über-
[illegible] als lange nicht gut
[illegible] Aber Kathi jetzt,
[illegible] und wenn ein ehr-
[illegible] wohl das beste
[illegible] zu laufen.

[illegible] mehr als er sich
[illegible] nichts weiter,
[illegible] durch die
[illegible] ohne daß
[illegible] Langdem
[illegible] Verprechen.

[illegible] her herunter-
[illegible] rechne-
[illegible]

[illegible] und
[illegible]

[illegible] „Und Ihr
[illegible]“
[illegible] ausgefragt
[illegible]“

[illegible] fragen.“
[illegible] Zugeständnis
[illegible]

[illegible] Peter
[illegible] daß es mich
[illegible] wenn ich es erführe.“

Am nächsten Tag, als man vom Mittagessen aufstand, sagte Peter zu Kathi: „Pack deine Sachen zusammen, denn jetzt gehen wir.“

Im Lauf des Nachmittags machten sie sich auf den Weg. Ihr war es, als sei alles ein Traum. Nur nicht denken — nein, nein. Aber daß sie wußte, was für ein Tag heute war, dafür konnte sie nichts. Nein, sie konnte nichts dafür, daß sie gerade an diesem Tag wieder hinunterkam.

Sie hatte ihn in Gedanken nicht aufgesucht, den Tag vor einem Jahr — ganz von selbst hatte er sich eingestellt. Er war wieder da — er umgab sie, er drängte sich ihr auf.

Jetzt hatten sie den Pfad erreicht, der in den Tannenwald führte, überall leuchtete es rot von blühenden Alpenrosen. Sie mußte sich ein paar Zweiglein pflücken. So war es auch damals gewesen — nach dem Essen war sie auf den Berg hinaufgestiegen, um Alpenrosen zu holen . . .

Sie ließ die Blumen fallen; sie versuchte, gegen den Tag zu kämpfen, der sich mit Gewalt in ihr Herz schleichen und sie ganz und gar gefangen nehmen wollte. Den geliebten, seligen Tag, der doch nicht sein durfte — nicht einmal in Gedanken. Heute, wo alles sie an damals erinnerte, wollte sie dagegen ankämpfen wie noch nie.

Ihr Bündel am Stock über der Schulter, ging

Peter ein paar Schritte vor ihr. Ach, wenn er doch etwas sagen würde! Es war so still im Walde. Aber er hatte nicht die Gewohnheit, während des Gehens zu sprechen.

„Wenn wir hinunterkommen, Peter, dann vergiß nicht, daß ich gleich zu Bett gehen und den ganzen Abend verschlafen möchte. Ich werde von dem langen Weg sehr müde ..." Und wer schläft, der sündigt nicht, dachte sie.

Jetzt traten sie aus dem Tannenwald heraus, und es ging sanft bergab. Von Zeit zu Zeit blieb Peter stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Es war außerordentlich schwül.

Plötzlich rief Kathi: „Peter, Peter, sieh doch, Pflaumenbäume!"

„Jawohl," sagte er, ohne sich umzudrehen. Man wußte doch, daß Johann Niedermayers Pflaumenbäume hier anfingen. Das war nichts Merkwürdiges!

Bald nachher rief Kathi wieder: „Peter, ach Peter, hier ist ein Nußbaum!" Sie blieb stehen und zerrieb ein Blatt zwischen ihren Fingern, während sie wiederholte: „Hier ist ein Nußbaum!"

Er nickte nur. Jawohl, dieser Nußbaum stand seit urdenklichen Zeiten vor dem Hause des alten Ploggner, der war nicht erst heute gewachsen.

Die Sonne war hinter die zackigen Bergkämme hinabgesunken. Der Abendschein ließ den Marteller-

gletscher rot erglühen ... Jetzt bog der Pfad nach Goldrain ab — hinein unter die großen schattigen Kastanienbäume.

„Peter!" rief Kathi wieder, aber viel leiser. „Hier sind Kastanienbäume ..." Diesmal drehte sich Peter um, denn ihre Stimme bebte so sehr.

Sie hatte sich auf den Wegrain gesetzt, hielt den Kopf zwischen den Händen und wiegte sich wie im Schmerz hin und her.

„Ach, heilige Mutter Gottes!" schluchzte sie, und sie weinte, weinte — „Hier sind Kastanienbäume!"

Peter blieb unbeweglich neben ihr stehen. „Die Ärmste!" dachte er. „Sie hatte wahrhaftig ganz vergessen, wie es hier unten im Tal aussieht. Und vor dem Haus ihres Vaters steht ja auch ein Kastanienbaum, deshalb regt sie sich so auf."

Er sagte nichts, denn er wußte, wenn ein anderer über so etwas mit einem spricht, dann macht es die Sache nur noch schlimmer ... Das beste war, sie durfte sich ausweinen. Und während sie noch immer weinte und jammerte und sich den Kopf hielt, dachte er, es wäre gut, wenn sie nun bald fertig würde, denn über den Schweizerbergen zogen schwarze Wolken herauf. Von dieser Seite pflegten die Gewitter zu kommen, und es wäre vielleicht gut, wenn es nicht mehr zu lange dauerte, bis man unter Dach käme.



Der alte Mesner Matthias war nicht wohl und mußte schon seit ein paar Tagen das Bett hüten. Er war immer sehr bekümmert, wenn er seine Amtspflicht einmal versäumen mußte.

Der Kaplan saß an seinem Bett; er wußte, daß der Mesner etwas ermunternden Zuspruch bedurfte. Der bleiche junge Geistliche konnte ganz lustig werden, wenn er mit Kindern und alten Leuten zusammen war, daß sie immer so recht vergnügt wurden.

„Ja, es ist mir ganz wunderbar, daß ich hier liegen und die Glocken läuten höre, anstatt selbst dort droben zu stehen," sagte Matthias. „Wie gut, daß man einen Nachbar hat, der das Läuten besorgen und sich überdies im Notfall mit seinem Bruder darein teilen kann — aber sie klingen mir doch nicht so ganz richtig. Wie vorhin beim Angelus, da klangen sie mir ganz fremd. Jeder hat so seinen eigenen Griff. Und dann habe ich ja auch jedesmal meine eigenen Gedanken dabei, das kann man dem Läuten vielleicht auch anhören."

„Das kann man gewiß, Matthias," sagte der Kaplan. „Von dem ersten Abend an, wo ich ihn zum erstenmal hörte, habe ich meine Freude an diesem Glockenklang gehabt, und ich würde etwas darum geben, wenn Ihr, mein guter Matthias, mir damit zu Grabe läuten würdet."

Dem Alten traten die Tränen in die Augen.

Daß er auch so weit fort ging, so weit weg von ihnen allen, der gute junge Pfarrer!

Es war ganz dunkel im Zimmer geworden, die beiden glaubten jedoch nicht anders, als daß es von der Dämmerung herrühre. Als dann der Kaplan aufstand, um zu gehen, warf er einen Blick zum Fenster hinaus.

„Wir bekommen ein Gewitter," sagte er.

Über die Berggipfel im Westen wälzte sich eine schwarzgelbe Wolkenwand herein. Sie glich einem Riesenvogel mit hochaufgerichtetem Kopf und ungeheuren zerfetzten Flügeln, die sich mit jagender Eile über den stillen Abendhimmel ausbreiteten und dessen ganze Helle mit einer bösen Dunkelheit verhüllten. Und in der Ferne erklang ein unheilverkündendes Grollen.

Die Frau des Mesners kam aus der Küche herein, um zu sehen, ob alle Fenster gut geschlossen seien. „Es steht ein Gewitter am Himmel, Vater," sagte sie. „Der Herr Kaplan wird doch nicht gehen wollen? Es bricht los, ehe der Herr Kaplan unter Dach und Fach ist."

Des Mesners Haus war das erste des langgestreckten Dorfes und lag eine kleine Strecke von den andern entfernt.

Der alte Mann in seinem Bett wurde ganz aufgeregt. „Sieht es nicht aus, als könnte es noch



vorbeiziehen?" fragte er mit angstvollem Gesicht. „Heiliger Joseph, was sollten wir denn dann tun?"

Draußen begannen die Baumwipfel hin und her zu schwanken und sich tief niederzubeugen. Dann drang ein hastiges Leuchten ins Zimmer herein, und ein lautes Grollen folgte.

Der Kaplan trat an Matthias Bett. „Lieber Matthias, Gott hält auch die schwärzesten Wolken in seiner Hand," sagte er.

Jetzt klatschte ein Regenguß auf das Holzdach herunter.

„Ach, das ist es nicht," sagte der alte Mesner. „Aber da liege ich — und es sollte doch geläutet werden! Barbara, du mußt gleich zum Nachbar schicken. Sie denken vielleicht nicht dran, daß gegen das Gewitter geläutet werden muß. Sie sind es freilich auch nicht so gewohnt wie ich."

Die Donnerschläge ertönten näher und immer näher. Blitz auf Blitz erhellte die Stube und das bekümmerte Gesicht des alten Matthias.

Plötzlich wurde die Haustür aufgerissen, und in einen großen dichten Mantel gehüllt trat der Bruder des Nachbars rasch herein.

„Heiliger Antonius!" rief er. „Ist das ein Wetter. Ich triefe förmlich nur von den paar Schritten da herüber, und die Blitze blenden einen vollständig. Ja, ich wollte nur sagen, daß Sebastian

gleich nach dem Angelus wieder ausgegangen ist, und nun kann man ja nicht wissen, wann er wieder heimkommt; ich aber bin zu dem Dienst nicht zu brauchen, man kann sich kaum bis zur Kirche durchkämpfen. Und dann hat ja auch der fremde Herr mit der Brille zu meinem Bruder gesagt, dieses schwingende Metall während des Gewitters ziehe den Blitz nur noch an," sagte er.

„So geht es, wenn man auf die hört, die klüger sein wollen als unser Herrgott," sagte der alte Mesner mit zitternder Stimme. „Wir wissen doch wohl besser als so einer aus den gottlosen Ländern — ohne Berge — daß das Gewitter vorbeizieht, sobald mit Kirchenglocken geläutet wird. Und hier in der Gemeinde können sie es gar nicht entbehren. Sie meinen, sie können sich nicht recht zum Gebet sammeln, wenn sie die Glocken nicht sprechen hören — lauter als das Gewitter — die ihnen erzählen, daß der liebe Gott noch da ist."

„Aber ich bin nicht dafür, und ich meine, das kann auch niemand von mir verlangen."

Das Gewitter stand nun gerade über Goldrain. Der eine Donnerschlag rollte noch über den Bergen hin, während der andere schon krachte, und durch die Dunkelheit flammten große zackige Blitze.

„Heiliger Joseph, und da liegt man und muß seine Pflicht versäumen!" rief der bekümmerte Matthias.

„Gebt mir den Schlüssel zum Turm, Anton Hutter," sagte der Kaplan. „Ich kann ja gehen, und ich bin auch schon mehr als einmal mit Matthias da droben gewesen. Es ist am allerbesten, ich bin der — der auch auf diese Weise einmal der Gemeinde predigt."

„Nein, nein, das hätte keinen Sinn," sagte der Mann. „Der Herr Kaplan weiß ja, man ist dabei in Todesgefahr."

„Ja, in Todesgefahr sind wir allezeit," sagte der Kaplan, und ein leichtes Lächeln huschte dabei über seine Züge. „Es gibt fast nur ein einziges Mittel, das Leben zu retten, Anton, nämlich es einzusetzen."

„Nein, nein, es geht nun und nimmer," sagte der alte Mesner bestürzt.

„Meinst du, ich könnte es nicht? Weißt du denn nicht mehr, daß ich es probiert habe? Aber jetzt bin ich ganz gespannt darauf, ob das Läuten auch den richtigen Ton bekommt. Sei nicht zu streng gegen mich, Matthias." Er nickte dem Alten aufmunternd zu. „Ich sage dir auch gleich gute Nacht, denn ich gehe nachher sofort heim, die alte Marianne wird sich dann ein wenig um mich annehmen müssen."

„Nein, nein, der Herr Kaplan darf es nicht tun!" rief der alte Mesner. „Lieber soll die Gemeinde das Läuten einmal entbehren müssen."

Aber ehe die drei Menschen es sich ganz klar gemacht hatten, was ihnen angeboten worden war, war der junge Geistliche schon zur Türe hinaus, und sie blieben sprachlos zurück.

Es wurde ganz still im Zimmer; draußen raste das Gewitter weiter.

Da klopfte es laut an die Türe, und Kassian Gamper trat ein.

„Wollt ihr mich beherbergen, bis das Schlimmste vorüber ist?“ fragte er. „Das Gewitter hat mich auf offener Landstraße überrascht. Ich kann zwar nicht noch nässer werden, als ich schon bin, aber es ist schrecklich draußen.“

„Ach heiliger Joseph — und der Kaplan, der Kaplan!“ stöhnte der alte Matthias in großer Not.

„Was ist denn mit dem Kaplan?“ fragte Kassian.

Als die Anwesenden Kassian das nötige mitgeteilt hatten, sprang dieser jäh auf. „Habt ihr ihn gehen lassen?“ rief er.

„Ja, wir hatten ganz den Kopf verloren,“ sagte die Frau. „Und er hat nicht einmal die Laterne mitbekommen. Wenn er sich jetzt nur nicht in dem Turme den Hals bricht.“

„Habt ihr ihn gehen lassen?“ fragte Kassian noch einmal.

„Er wollte ja durchaus,“ warf Anton Hutter schnell ein.

„Bei diesem Wetter allein hinaus — in den dunklen Turm hinaus! Nein, das ist zu arg!“

Rasch nahm er der Frau die Laterne aus der Hand. „Ich gehe ihm nach. Wenn ich ihn nur noch einhole, dann will ich das Läuten besorgen. Er hat ja nicht die Kraft wie unsereins — und sein Leben ist auch mehr wert.“

Kassian kämpfte sich durch den strömenden Regen und den heulenden Sturm hindurch. Die Blitze knatterten und flammten um ihn her, und ein Donnerschlag um den andern krachte und rollte über ihn hin. Aber er hatte nur einen einzigen Gedanken: den Kaplan zu erreichen und ihn zum Umkehren zu bewegen.

In dem Augenblick, wo Kassian die Kirchhoftüre erreicht hatte, fing die Kirchenglocke an zu läuten.

Ganz ruhig und Vertrauen erweckend — wie wenn sie allen gut zureden wollte ... Als ob sie ihre ganze Sicherheit in jedes kleine Häuschen, in jedes angsterfüllte Herz hineinläuten wollte. Ja, mit demselben vertrauenerweckenden Ton wie an den klaren, friedlichen Sonntagen, wenn sie die Leute zum Gottesdienst rief. War es nicht, als ob sie auch jetzt die Gemeinde herbeirufen, ja, ihr zurufen wollte, alle miteinander dürften das Gefühl haben, sie seien die Gemeinde Gottes auf dem Weg zur Kirche, unter heiligem Schutz ...

Kassian schritt über den Kirchhof, stieß die Turmtüre auf und blieb einen Augenblick unten stehen, um seine Laterne anzuzünden, während die Glockenklänge über ihm weitertönten.

Dann stieg er die schmale Treppe hinauf. Als er beinahe droben war und sein Kopf eben über dem Boden der Glockenstube auftauchte, sah er durch die dunkle Dachluke gerade gegenüber einen langen, weißen Blitz hereinfahren — — gerade auf sich zu — — lang, weiß — —

Ein knatternder, betäubender Donnerschlag — —

Dann Dunkelheit, Stille — schwarze, schwarze Nacht — Totenstille.

— — Wellenringe, die sich dehnen und dehnen — hin und her schwanken und schwanken, und sich nicht greifen lassen ... Wer ist man — wer ist man — kann man sich selbst fassen? — —

Wellenringe — ... schwarze, schwarze Dunkelheit — weiche grundlose Finsternis ... Und überall ein Finger, ein langer, weißer Finger, der sich ausstreckt und deutet, deutet ...

Ach, was hat man sich doch gewünscht! ...

Nie, nie sollte man ihn hervorrufen, den langen, weißen Finger — ihn rufen, damit er einem deute. Er deutet nur auf eine einzige Stelle. Brennend, versengend — geradenwegs, geradenwegs in einen selbst, in das eigene Herz hinein!

Da sitzt er — da drinnen! — Wer, wer? Alles schwarz, still, unbegreiflich wieder ... Ist man jemand? —

Dann ein Laut, ein Laut, an den sich Kassian gewissermaßen anklammert in Angst, daß der Laut wieder verstummen könnte ... Doch der Laut ist wirklich — er ist wirklich da. An dem kann er sich halten.

Ein Laut: platsch, platsch — Regengeplätscher.

Dann der Turm ... der Kirchturm ... die Treppe ... Gamper ... Kassian Gamper. —

Er streicht sich übers Gesicht — es ist kalt wie Eis. Ein Zucken, ein Spannen läuft ihm über die Nase hin. Der Kopf ist ihm schwer wie Blei, der Mund ganz trocken. — Aber er sitzt hier — auf der Treppenstufe im Turm. Die Laterne steht neben ihm; sie ist nicht einmal erloschen.

Brennt der Turm? Nein, es ist ganz dunkel ringsum. Nur ab und zu flammt ein hastiger Schein auf von einem Blitz — aber schwächer, ferner. Und der Donner grollt nur noch wie ein wildes Tier, das im Begriff ist einzuschlafen.

Das Geläute ist verstummt. Die Glocke hängt unbeweglich in der schwarzen Finsternis über ihm.

Es kostet Kassian einige Anstrengung, aufzustehen, er nimmt die Laterne und steigt die letzten Stufen vollends hinauf.

Als er auf dem Bodenraum vorwärts schreitet, stößt sein Fuß an etwas Schweres — Weiches.

Er senkt die Laterne ... vor ihm liegt der Kaplan Joseph Wellner mit aufwärts gerichtetem Gesicht. Bleich, unbeweglich ...

Auf der weißen Stirne ist ein schwarzer Flecken ...

„Heiliger Joseph — Heiliger Joseph!“

Kassian Gamper steht so unbeweglich da, wie er vorhin betäubt auf der Treppe gesessen hatte.

Blitze, Blitze zucken durch alle seine Gedanken.

Aber noch tiefer ist der Blitz eingedrungen — ganz hinein in sein eigenes Herz — nach dem vorhin der Tod schon gegriffen hatte.

Er bückt sich über die Gestalt vor seinen Füßen.

Und zart, fürsorglich — wie man es seinen großen, groben Fingern gar nicht zugetraut hätte — zieht er eine Locke des hellen Haares über die Stirne herein.

In Goldrain herrscht tiefe Trauer.

Die Leute hatten ja wohl gewußt, daß sie ihren Kaplan verlieren würden, daß er weit, weit fort von ihnen ziehen würde — und gewissermaßen behielten sie ihn ja jetzt unter sich.

Aber es war doch zum Herzbrechen traurig.

Am nächsten Morgen verbreitete sich die Nach-

richt mit Windeseile über ganz Goldrain — ja in einzelne Häuser noch am selben Abend — daß der Kaplan Joseph Wellner sein Leben eingebüßt hatte, als er an Stelle des alten Matthias auf den Turm ging, um das Gewitter von seiner Gemeinde abzuwehren und alle die geängstigten Herzen zu beruhigen.

Es war ein schöner Tod — gleichsam seine letzte Predigt.

Eines der ersten Häuser, wo man die Trauernachricht erfuhr, war das Kassian Gampers.

Als Kathi und Peter daheim ankamen, war der Hausherr fort. Kathi bat die Base, sogleich zu Bett gehen zu dürfen, und sobald sie in ihrem eigenen Stübchen in dem weißen Bett lag, schlief sie auch ein, und sie schlief so fest, daß sie von dem Gewitter, das kurz nachher losbrach, nicht einmal aufgeweckt wurde.

Die Base und Peter setzten sich in die Stube nebenan an die offene Tür, damit sie da wären, falls Kathi an einem der Donnerschläge erschrocken aufwachen sollte.

Als das Wetter zunahm, wurde sie einen Augenblick unruhig und richtete sich halb im Bette auf.

Aber in demselben Augenblick fing die Kirchenglocke an zu läuten. Kathi fiel auf das Kissen zurück und versank in einen tiefen, friedlichen Schlaf mit den ruhigen Atemzügen eines Kindes.

„Ich möchte wetten, daß sie in keiner Nacht da droben so ruhig geschlafen hat," sagte Peter. „Es hatte auch gar keinen Sinn, daß sie so von daheim verbannt war."

Ein krachender, knatternder Donnerschlag, der unmittelbar auf einen flammenden Blitz folgte, schien das ganze Haus in seinen Grundfesten zu erschüttern.

„Heilige Mutter Gottes!" flüsterte die Base.

„Das hat eingeschlagen," sagte Peter.

Im selben Augenblick verstummte das Glockenläuten — und das Schlimmste des Gewitters war überstanden.

Zwischen neun und zehn Uhr, nachdem alles vorbei war, ließ die Base das Gesinde zur Ruhe gehen. Sie und Peter aber blieben noch auf, um Kassian zu erwarten, dessen Ausbleiben sie allmählich ängstigte.

Als er dann kam, noch blaß und verstört von dem schrecklichen Blitzschlag, sah er ganz fremd aus — und nachdem er den beiden nur kurz die erschütternde Nachricht mitgeteilt hatte, dauerte es eine gute Weile, bis eines von den dreien sich entschließen konnte, zur Ruhe zu gehen.

Kassian erstaunte weder über Peters Anwesenheit, noch über die Nachricht, daß Kathi nebenan schlafe. Und noch lange, nachdem die Base zu Bett gegangen war, hörte sie den Schritt des Bruders

aus dessen eigener Stube zu sich heraufdringen; auf und ab — auf und ab ging er.

Vom frühen Morgen an versammelte sich ganz Goldrain um das niedrige, mit blühenden Weinranken bedeckte Haus hinter dem Kirchhof. Ganz stille trat einer nach dem andern ein und betrachtete den Toten in dem schwarzen Kirchenrock auf seinem weißen Lager — das Haar umgab wie ein lichter Kranz das bleiche Gesicht, das jetzt gar sanft und freundlich aussah.

„Er sieht aus, wie jemand, dem sein Herzenswunsch erfüllt worden ist,“ sagte die weinende Marianne. Sie hatte mit ein paar Männern bei dem Toten gewacht und wollte auch den Tag über da bleiben, solange sie es aushalten würde. Um Mitternacht kamen dann zwei von den Klosterbrüdern, um die Leichenwache zu halten. Und die Türe von dem Zimmer, wo der Tote lag, nach dem Gärtchen hinaus, sollte die ganze Nacht hindurch nicht geschlossen werden. Er hatte das bei Nacht aus den kleinen Kapellen herausschimmernde Licht so sehr geliebt, nun sollte es aus seiner eigenen Stube hinausleuchten. Und wenn ein Wanderer vorüberkäme und hereinträte, sollte ihm das friedliche Gesicht, das gleichsam ein Grüß Gott auf den Lippen hatte, entgegenleuchten.

Alle brachten sie das Beste mit, was sie sich

denken konnten. Die einen frisch geschnittene Blumen, andere große Perlenkränze, wieder andere die Blumenstöcke von ihren Fenstern, rote Nelken und Pelargonien, die sie neben der Leiche niederstellten. Einige hatten Wachslichter bei sich, andere streuten grüne Zweige.

Bei Kassian Gamper schnitt die Base in ihrem Feierkleid von allen Topfpflanzen Blüten ab. Sie schickte sich an, mit Peter hinüber zu gehen, der darnach gleich den Heimweg antreten wollte. Er sagte, die Eltern könnten ihn nicht länger entbehren. Mit Kassian, der auf alles, was Peter vorbrachte, eingegangen war und dabei nur immer wie geistesabwesend an ihm vorbeigesehen hatte, habe er das nötige gesprochen, und auf Kathi könne er nicht warten, denn sie schlafe immer noch.

„Nein, eben ist sie aufgewacht," sagte die Base, der die Tränen über die Wangen herabliefen, „aber ich glaube, es ist besser, du gehst jetzt nicht hinauf. Mit dem Arm um den Kopf hat sie bis vorhin ganz ruhig geschlafen . . . aber dann ist sie wohl durch das Läuten der Kirchenglocken aufgeweckt worden. Sie lag mit offenen Augen wie jemand, der an gar nichts denken will, sondern sich nur freut — wie ein Kind am Weihnachtsmorgen. ‚Ist denn heute Sonntag, Base?' fragt sie. — ‚Nein,' sage ich, ‚hörst du nicht, daß man Trauer läutet?'

Sie richtet sich im Bett auf und öffnet die Augen weit. — ‚Wer?‘ fragt sie. Und ich sage: ‚Einer, den wir alle lieb gehabt haben.‘ — Da sieht sie mich an, wie jemand, der um sein Leben fleht. ‚Nein, es ist nicht dein Vater,‘ sage ich, ‚obgleich er nahe genug daran war. Der Kaplan ist's, der für den alten Matthias heute nacht geläutet hat und vom Blitz erschlagen worden ist; dein Vater hat ihn gefunden!‘ Da legt sie sich wieder zurück und dreht sich nach der Wand, und ich glaube, man läßt sie jetzt am besten allein. Er hat sie doch damals so schön ermahnt. Und nun lebt das alles wieder auf — es mag ihr schwer genug fallen, dem armen Ding.“

Als die Base nach ungefähr einer Stunde wieder zurückkam, setzte sie sich zu Kathi hinein, die noch immer das Gesicht der Wand zukehrte, und erzählte ihr ganz ruhig, wie schön es gewesen sei, und wie bald das eine, bald das andere etwas gebracht hätte, um es so recht festlich um ihn her zu machen. Der Pfarrer habe selbst die Leichenmesse gelesen, mit tränenerstickter Stimme . . . Ob Kathi denn nicht auch aufstehen und hingehen wolle? Er sehe aus wie ein Heiliger.

Aber Kathi winkte bloß abwehrend mit der Hand; still blieb sie im Bett liegen und wollte weder essen noch trinken.

Aber nachdem alle im Haus zur Ruhe gegangen waren, wanderte Kassian Gamper wieder auf und ab, gerade wie in der letzten Nacht.

Nicht in seinem Zimmer, sondern draußen im Flur zwischen der Haustüre und der Treppe, die ins obere Stockwerk führte. Hin und her, beim Schein der kleinen Lampe, die da aufgehängt war, die Hände auf dem Rücken, und dabei drehten sich seine Gedanken nur um einen einzigen Punkt.

„Vor Mitternacht, aber spät, wenn alles stille ist. Ja, wir werden sehen — dann —"

Er war im voraus sicher, ganz sicher war er. Und dann kam ja die große Abrechnung.

Ja, das heißt — in den letzten vierundzwanzig Stunden, die so lange gewesen waren wie Jahre, hatte er wieder und immer wieder das hervorgesucht, was er gefühlt hatte, als der Tod über ihm gewesen war — und er wußte wohl, die größte Abrechnung, die muß der Mensch mit sich selbst halten.

Aber auch hier hatte er ein Recht — nein, eine Pflicht — als Vater. Und das Recht muß seinen Gang gehen, niemand kann ihm entrinnen, es muß seinen Gang gehen. Vom Turme schlug es elf Uhr; schwer und gewichtig, — als sagten die Schläge Ja und wieder Ja dazu.

Diese Uhr in diesem Turm — sie konnte davon reden, daß das Recht seinen Gang ging.

Es wurde wieder nächtlich still.

Jetzt wurde droben eine Tür auf und wieder zugemacht — ganz leise. Kassian hielt an und stellte sich dann in den Schatten der Treppe.

Die Treppe herunter kamen leise, vorsichtige Schritte. Eine Stufe knarrte, und die Schritte hielten inne.

Kassian wunderte sich darüber, daß ein so leiser Ton sie hatte erschrecken können — wenn doch sein Herz hämmerte und hämmerte, daß es nur so dröhnte.

Die Schritte glitten weiter herunter — sie erreichten den Flur .... Und dann — stand er vor ihr.

Schrie sie? Hatte jemand geschrien? Nein, sie jedenfalls nicht. Denn sie stand nur vor ihm — wie ein Kind, das weiß, daß es sich nicht wehren kann. Regungslos, in ein großes schwarzes Halstuch gehüllt, das sie um den Kopf geschlungen hatte und dicht um sich zusammenhielt.

So regungslos, daß ihre gelblichweißen und ein wenig geschwollenen Augenlider aussahen, als seien sie aus Wachs geformt.

Warum sagte sie denn nichts? Sie hätte doch etwas sagen können — irgend etwas, das eine Erklärung gewesen wäre ... das hätte sie doch leicht zusammenbringen können. Warum stand sie nur da

wie ein Kind, das sich nicht wehren kann? Dann mußte ja er sprechen — dann mußte er ja . . .

Aber nur ein wenig besonnen mußte er anfangen . . . Sonst benahm ihm das große Wort, das jetzt gesprochen werden mußte, ganz den Atem.

„So, du bist's. Bist du's, Kathi, bist du's?"

Er mußte innehalten, bis sein Herz sich ein bißchen beruhigt hatte.

„Und du willst hinaus, nicht wahr? — Denn — du hast dir vielleicht überlegt, daß du jetzt dorthin gehen könntest?"

Ihre Lippen bewegten sich zu einem Ja, das aber keinen Ton hatte.

„Ja, du hattest doch wohl gleich gedacht, daß du hinmüßtest? Wie alle die andern auch?"

Wieder das lautlose Ja.

„Aber — als du dann gehört hast, wie sich alle dort drängten — da hast du gedacht, es wäre doch sonderbar, wenn du so plötzlich mit ihnen allen wieder zusammentreffen würdest . . Nicht? Jetzt, wo — wo du so lange weggewesen bist? Deshalb hast du bis zum Abend gewartet — weil du dir denken konntest, daß da niemand mehr dort sei."

Wieder bewegten sich ihre Lippen zum Ja.

„Aber jetzt willst du auch hingehen. Ja, das ist nur natürlich."

Was war doch das? Stand er nicht da und

sagte alles das, was sie hätte sagen können, was sie zum Vorwand hätte finden sollen? Was war doch das? Wollte er sie zuerst sicher machen — und dann nachher damit herauskommen?

Plötzlich wurde sein Gesicht ganz blaß. Sein Blick war auf die Stelle gefallen, wo sie unter dem Tuch ihre Hände hatte.

„Sie hat sie bei sich," dachte er. „Sie hat sie wirklich bei sich. Sie hat sie in der Hand — sie will sie dort niederlegen, daß sie mitkommen könnten. — Nein, nein . . ."

Schwer und groß fiel seine Hand auf die ihrige, schob das Tuch zurück — und zog die langen, zusammengeschlungenen Flechten hervor, die sie in der Hand trug.

Nein, sie schrie nicht . . . Aber die Augenlider hoben sich jäh in bebender Angst, und ihre Augen sahen ihn mit Aloisias Augen an —

Er griff nach den schweren Zöpfen — und wog sie unwillkürlich in seiner Hand, aus alter Gewohnheit.

Aber in dieser Bewegung war etwas, das sich gegen ihn selbst wandte, was ihm ans Herz griff.

„Nun ja — und du hast auch gehört, daß sie alle miteinander aus der Dankbarkeit ihres Herzens heraus das eine und andere mit dorthin gebracht haben . . . das Beste, was sie sich denken konnten . . .

deshalb hast du auch nicht mit leeren Händen kommen wollen, sondern du wolltest auch — von Herzen — und so hast du das — denn du hast ja nichts anderes, Kathi."

„Nein, ich habe nichts anderes."

Kassian ließ die Flechten los.

„Aber — bleib nicht zu lange fort, Kathi. Es ist spät, es ist spät."

Es klang, wie wenn sie eine Unruhe in seinem Innern beschwichtigen wollte, als sie erwiderte: „Ich werde gleich wieder da sein."

„Ja, denn Peter hat mir aufgetragen, gut auf dich aufzupassen. Und er verläßt sich ja jetzt darauf, daß du ihm eine gute Frau wirst. Eine gute, getreue und fleißige Frau."

Sie schaute nicht auf, sagte aber plötzlich ganz laut — wie jemand, der im Schlaf spricht und seine Stimme nicht in der Gewalt hat — und fest, wie wenn sie ein Gelübde ablegte: „Ja."

Kassian tat einen tiefen Atemzug — er wußte, darauf konnte man sich verlassen. Einen Augenblick standen sich die beiden stumm gegenüber.

Dann sagte er nur: „Ja, so geh denn mit Gott, Kathi ... Geh mit Gott. — Ich lasse die Lampe solange brennen."

Sie glitt an ihm vorbei — zur Tür hinaus, die sie hinter sich zumachte. Er war allein im Flur.

Wie, wie? Hatte er sie gehen lassen? Sie dorthin gehen lassen... Nein, nein! In Ewigkeit nicht! Und so leichten Kaufs sollte sie auch nicht davon kommen! Jetzt hatte er sie — an diesem Abend mußte gesprochen werden! Die große, große Abrechnung war da, sie mußte gehalten werden...

Er riß die Tür auf, sprang in die Dunkelheit hinaus und lief ihr nach.

Als sie ihn kommen hörte, blieb sie stehen. Sie wandte sich um — und sah ihn wieder an, gerade wie vorhin — im flackernden Schein der Lampe vom Flur her. Mit den Augen der seligen Aloisia —

Er winkte ihr mit der Hand zu.

„Ja — so geh nun mit Gott, Kathi," wiederholte er tonlos. „Geh mit Gott!"

Aber sie blieb stehen. Und ihm war plötzlich, als ob sie wüchse — als werde sie ganz groß in der Nacht da draußen. Und sie sah ihn an, wie jemand, den der Schmerz gereift hat, wie jemand, der selbst alles aufgegeben hat — und deshalb vor nichts mehr Angst zu haben braucht.

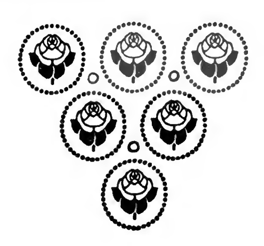
Dann hob sie die Hand auf, die die langen Flechten hielt. „Ich will sie in den Fluß werfen," sagte sie. „Dann ist gar nichts mehr von der Kathi in Goldrain übrig."

Sie hielt einen Augenblick inne.

„Und dann will ich dorthin gehen — — und beten ... Denn dann bin ich eine, die tot und begraben ist."

Er winkte ihr nur mit der Hand zu — aber brachte kein Wort mehr heraus.

Kurz nachher verloren sich ihre Schritte in der Dunkelheit und Stille ...



Der Letzte
des Geschlechts



Der Letzte des Geschlechts





Es war ein uraltes Geschlecht, und es war einst so mächtig und groß gewesen, daß nur ganz wenige von den zinnengekrönten Burgen im Vintschgau in Tirol, die jetzt nur noch Adlernester oder Bauerngehöfte sind, nicht auch einmal in dessen Händen gewesen wären, oder deren Bewohner nicht auf irgend eine Weise mit diesem Geschlecht in Verbindung gestanden hätten.

Jedes Kind dieses Geschlechts konnte von Berg zu Berg deuten und einem davon erzählen.

Die kastellartige Burg mit dem trotzigen, düsteren Turm, der über einer jähen Felsenkuppe aufragte, war der älteste Herrschaftssitz des Geschlechts. Diese Burg hatte einst unter Graf Hugo eine monatelange Belagerung ausgehalten, während der er selbst stets lustig und guter Dinge war, die Dienstmannen aber den Schmachtriemen immer enger schnallen mußten. Schließlich war indes doch aller Vorrat aufgebraucht, und nur noch eine kleine Ziege übrig,

die der Küchenmeister eben für den Herrn schlachten und zubereiten wollte. Aber Graf Hugo wollte nicht essen, wenn seine Mannen hungerten.

„Das ist nicht genug für uns, Genossen," sagte er, indem er die Ziege in die Höhe hob und dabei lachte, daß es dröhnte. „Wir wollen sie dem Feinde anbieten!"

Er ließ das Tier den Belagerern hinunterwerfen und ihnen zurufen, dies schicke ihnen Graf Hugo zum Abendessen, weil er wohl wisse, wie schwer es für sie sei, sich ein solches zu verschaffen. In derselben Nacht aber zogen die Belagerer ab: eine Burg, die auch noch Lebensmittel für den Feind übrig hatte, mußte aufgegeben werden.

Das rote Schloß mit dem runden Turm hatte immer wie ein Leuchtturm in die Nacht hinausgeschimmert, weil Graf Ulrich bei seinen Festen stets unzählige Kerzen hatte anzünden lassen. Die schönsten Damen in meilenweitem Umkreis kamen auf den schmalen Geißenpfaden, die sich zur Burg hinaufschlängelten, dahergeritten, um seine frohen Gäste zu sein.

Das breite weiße Schloß mit dem steilen Dach, das sich über die hochgewölbten Wipfel der Kastanienbäume erhebt, kam durch die Heirat des Grafen Adalbert in den Besitz des Geschlechts.

Dieser hatte die Goldadern in dem Berge ent-

deckt, und er war so reich, daß er seine Pferde mit Silber beschlagen ließ. Als ihm aber die Seuche in einer Nacht drei von seinen Kindern entriß, warf er all sein Gold in den Fluß, wo die glänzenden Wellen es mit sich fortführen mochten, machte aus seinem großen weißen Schloß ein Kloster und zog barfuß ins heilige Land.

Ein roter Vogel mit ausgebreiteten Schwingen zeigte das Wappen derer von Hoheneck. So groß und stolz und vornehm sah er aus, daß er gar nicht einem richtigen Vogel glich, sondern an den Tiroler Adler erinnerte. Diesen großen Vogel hatte das Geschlecht schon Jahrhunderte lang in seinem Wappen getragen, ehe der Dichter den Tiroler Adler besang, dessen Federn von Sonnenglut, Wein und Feindesblut rot seien, aber es war, als habe den Trägern dieses Namens derselbe Gedanke vorgeschwebt.

Denn in dem Geschlecht ging die Sage, jeder Hoheneck müsse wohl acht geben, daß der Vogel im Wappenschild nicht unter seinen Händen verblasse. Der Adler leuchte in röterem Scheine, wenn der Träger des Namens sein Gut, seine Macht, sein Ansehen auf dem väterlichen Besitz vermehre; denn je mehr rote Sonnenglut in weitem Umkreis, desto mehr rote Trauben ernte man unter dem Wappenschild, und wenn einer Kriegsehre

erwerbe, so könne er die Federn des Wappenvogels mit rauchendem Feindesblut dunkler färben!

Im Lauf der Jahrhunderte schrumpfte indes der Bodenbesitz zusammen; und schließlich war von allen den mächtigen Besitzungen nur noch ein kleines Alpenschloß übrig, das mehr als fünftausend Fuß über dem Meere lag, wohl verborgen in der Einsamkeit der hohen Berge.

Aber das Geschlecht hatte eben doch noch ein Schloß und konnte den Fuß auf eigenen Grund und Boden setzen. Und die Kriegsehre hatte es auch nicht aufgegeben; die ältesten männlichen Träger des Namens hatten von jeher immer im Heere gestanden. Und so war es auch bei dem letzten. Denn sogar dieses große Geschlecht war so zusammengeschmolzen, daß jetzt nur noch einer übrig war, in dessen Händen der Wappenschild ruhte, nur einer, der die roten Federn des Vogels beschützen und neues Blut in dessen Adern gießen sollte.

Ein unvergleichliches Fest war es für alle die kleinen Vettern und Basen im zweiten und dritten Glied, wenn sie aus den großen Städten mit den engen, lärmenden Straßen nach dem Schloß im Gebirge reisen durften. Ein Sommeraufenthalt da droben, das war der Traum der Wintermonate!

Um Vetter Oswalds Scheitel stand ein goldener

Strahlenglanz, denn er war der Erbe dieses Märchenreiches; ja, der Besitzer davon, konnte man wohl sagen, denn Graf Bernhard Ludwig war schon tot und begraben, als Oswald das Licht der Welt erblickt hatte. Das gab ihm eine Oberhoheit, vor der sich alle beugten. Alle außer einer vielleicht. Die anderen hatten wohl auch erhabene Namen und Ahnen hinter sich, aber hinter Oswalds Namen stand das Schloß, das Alpenschloß. Er hieß von und zu, war der Herr dieses Wunderlandes, des Herrensitzes, der in ganz Europa dem Himmel am nächsten war.

Und er war der einzige seines Namens, der einzige, der ihn hergeben, ihn weiterführen und neuen Glanz ihm verleihen konnte!

Er wußte wohl, daß er wichtiger war als die anderen. Frau Adelheid hatte ihm von klein auf nichts anderes erzählt. Sie war ungeheuer stolz auf den alten Namen, — sie hatte auch den Grafen Bernhard Ludwig nur allein deshalb genommen — ungeheuer stolz auf ihren schlanken Jungen und all das, was er sollte.

Am liebsten hätte sie die Kinder der ganzen Verwandtschaft im Sommer da droben gehabt, damit Oswald recht viele Spielkameraden hätte. Aber das Schloß konnte nicht so viele beherbergen, und die Reise war weit und beschwerlich.

Klara war am öftesten da; aber ihr großer

breitschultriger Vater war auch Gräfin Adelheids geliebter Halbbruder, mit dem sie im Winter in Innsbruck Tür an Türe wohnte. Und nach Klara war Irene der häufigste Gast; deren Mutter war von Jugend auf Frau Adelheids liebste Cousine und Freundin gewesen.

Nie wieder vergaß Irene ihre erste Reise hinauf aufs Schloß. Es war ihr, als fahre sie mitten hinein zwischen die Blätter ihres großen alten Märchenbuches mit den wunderbaren Bildern.

Wie sie und ihre Mutter von Augsburg nach München kamen, das entschwand ihr vollständig. Sie blieben dort mehrere Tage bei dem Oheim Leopold, und er begleitete sie, als sie früh am Morgen weiter reisten.

Vor dem schweren, dahinrumpelnden Reisewagen lag eine flache Ebene, die nicht interessant aussah. Aber draußen am Horizont standen große, blaue, goldumsäumte Wolken. Irene deutete mit ihren kleinen, beweglichen Fingern darauf. „Sieh, Mutter, sieh, die Wolken!“ rief sie.

Da traten der Mutter die Tränen in die Augen. „Das sind die Alpen,“ sagte sie.

Und sie wurden höher, dunkler — die Alpen dort draußen. Dann öffneten sie sich wie große Tore, die vor den Reisenden zur Seite glitten, und diese fuhren in grüne Täler hinein mit plätschernden

Bächen, mit niedrigen, freundlichen Häusern, mit Feigenbäumen, Weinranken und Rosen! Die Berge hatten schneebedeckte Gipfel, die, tiefe Abgründe zwischen sich, hoch über den Wolken aufragten.

Dann kam Innsbruck. Der Wagen rasselte und rumpelte durch die engen Gassen mit den Arkaden an den Häusern, wo große Mengen Obst zum Verkauf aufgehäuft lagen, und wo Irene zum erstenmal die Granatäpfel mit ihren leuchtend roten Kernen sah.

Dann hielten die Reisenden vor dem Goldenen Adler. Da war das Eckzimmer, von dem aus Andreas Hofer einst seine treuherzige Rede — die die Mutter auswendig konnte — an das drunten auf dem Marktplatz stehende Volk gehalten hatte.

Sie fuhren weiter, noch zwei Tage lang. Der Weg führte dicht an jähen, drohend hohen Felswänden hin, an denen zwischen kleinen grünen, keck emporkletternden Zwergfarnen Wasser heraussickerte, und zwischen denen in der Tiefe ein Fluß dahinrauschte.

Da hatte Mutter angefangen, auf die alten ragenden Burgen zu deuten, die wie mit den Felsen verwachsen waren, und von Vetter Oswalds Ahnen zu erzählen.

Irene schlief ein und erwachte wieder; aber immer brauste der Fluß auf der einen Seite, und

immer ragte droben auf den Felsen eine zinnengeschmückte Burg auf, mit der irgend ein Vorfahre etwas zu tun gehabt hatte. Mutter erzählte von Graf Hugo, Graf Adalbert und Graf Ulrich, und von dem Vogel in dem alten Wappen, der so rot war wie der Tiroler Adler — glühend rot von der roten Sonne über den Berggipfeln, dem roten Wein und dem Feindesblut — und der in Oswalds Händen nicht verblassen dürfe.

Irene begriff, daß Vetter Oswald 'mindestens General wie der Großvater werden und irgend einen Krieg in der Welt draußen anfangen mußte — und die Türken verjagen ... und die Tochter des Kaisers heiraten ...

Der weiße Weg führte an der Bergwand hin. Man komme sehr hoch hinauf, sagte Mutter, mehrere tausend Fuß hoch. Es wurde kühl am Abend. — Ja, nun sei man bald dort. Kühe zogen vorüber mit Glocken um den Hals — und Mutter fing an ganz leise vor sich hin zu singen.

Jetzt hielten sie vor dem Hospiz, das an einem kleinen schwermütigen See lag, und sie stiegen aus.

Es war kein Wagen da, und auch keine Pferde zum Reiten. Sie mußten zu Fuß gehen — ein paar Männer warteten auf sie, die das Gepäck tragen sollten — ja, und es gab nicht einmal einen richtigen Weg. Nur einen ganz schmalen Pfad,

zuerst durch den Tannenwald — dann hinauf, immer weiter hinauf über den Wiesenhang, dessen Blumen sanft durch die Dämmerung leuchteten — große Märchenblumen, die sonst nicht auf Wiesen wuchsen — und wo sich die auf beiden Seiten blauenden Firnen im Hintergrunde zusammenschlossen.

Zwischen den Blumen rieselte ein Bächlein daher; sein Plätschern klang wie kleine gläserne Glocken — sonst kein Laut ringsumher. —

Der Pfad wurde steiler, ein Wegkreuz stand an einer Biegung und breitete die Arme aus ... und dann kam das Schloß.

Es erhob sich mitten auf der Wiese mit seinem runden Turm, seinen gezackten Giebeln, seinem zierlichen hölzernen Altan, ohne ein Gittertor, ohne Garten, ohne zugeschnittene Hecken. Ringsumher ragten einzelne, niedrige, mit Steinen beschwerte Holzdächer auf, und am westlichen Ende stand ein Kirchlein, das dazu gehörte und seinen etwas kleinen Turm förmlich zu recken schien.

Die Reisenden gingen ins Schloß hinein und stiegen eine etwas schmale Treppe hinauf. Sie kamen an einer Küche mit einer rauchgeschwärzten gewölbten Decke vorüber, wo sich wohl allerlei Spukgestalten vermuten ließen, die da ihr Wesen trieben, und wo die Flammen auf dem Herd um

einen Dreifuß flackerten und Tante Linas Wangen dunkelrot färbten.

Tante Adelheid hatte die Gäste auf der Wiese begrüßt und die Mutter so freudig umarmt, als wollte sie sie nicht mehr los lassen; aber Tante Lena — wie sie für alle hieß, obgleich sie die Schwester von Oswalds Vater war — stand in der Küche bei den Mägden und sorgte dafür, daß das Abendessen für die lieben Gäste gut werde.

Dann befand man sich in einer großen holzgetäferten Stube, wo vierzehn Ahnen in einer Reihe an den Wänden hingen und unter der Decke mit ausgebreiteten Schwingen ein Adler schwebte, den Graf Bernhard Ludwig mit eigener Hand erlegt hatte. In der Mitte stand ein großer Tisch, auf dem schon das Tischtuch lag, und von diesem Zimmer aus ging es hinaus auf den Altan.

Irene lief gleich hinaus, um den Pfad zu sehen, den sie eben heraufgekommen war.

Und als sie nun da draußen stand, das große Gebirge vor sich, das unten schon in Dämmerung gehüllt war, während die fernen Berggipfel noch rot leuchteten, in einem Duft, einer Stille, einer Kühle, wie wenn ein frischer Quell durch die Luft rieselte, da wußte sie, daß sie sich jetzt in den Alpen befand — es war wie im Himmel.

Und da geschah etwas Merkwürdiges, etwas

Geheimnisvolles, Feierliches — es war ihr zumut, wie es in jenem Liede heißt: sie liebten einander...

Mit ihren schlanken Kinderfingern umfaßte sie das Altangeländer, beugte sich vor und flüsterte mit einem wonnigen Schauder: „Ich liebe dich — ich liebe dich!"

Denn der Ort nahm sie gefangen — wie mit Liebesmacht.

An diesen ersten Abend von jenem ersten Besuch erinnerte sich Irene ganz besonders gut. Sonst glitten die Erinnerungen an die wunderschönen Sommer der Kinderzeit, bis Irene vierzehn Jahre alt war, ineinander.

Ach, die Wiesen — die Wiesen, wo sie in Gold und roter Glut förmlich watete, wo sie an den zähen Blumenstielen zerrte, um alle in die großen Sträuße zu winden für Tante Adelheids chinesische Vasen — und dann ihre Hände tief in den Bach tauchte, dessen Wellen so helle plätscherten, daß es klang, als ob Eisstückchen auf Steinen aufschlügen. Ihre Hände lagen kalt und grünlich bleich im Wasser, während dieses über sie hinrieselte und ihr selbst ein kühler Schauer über den Rücken lief!

Ach der Wald — der dunkle Wald an der Berglehne, wo sie mit angehaltenem Atem stehen blieb, um auf das Rauschen in den Wipfeln zu

lauschen, das klang, wie wenn die langen Fichtenstämme allen den kleinen Blümelein auf dem Waldboden Märchen erzählten, und wo es zwischen den sonnendurchglühten Felsblöcken große, purpurrote reife Erdbeeren gab!

Und der ruhige See drunten beim Hospiz, der es duldete, daß die Leute so viel aus ihm herausfischten, als sie nur konnten — und sich in Nachen auf ihm schaukelten! — Und der viel kleinere See hoch droben, in dessen blanker Oberfläche die dichten Tannen sich spiegelten und aussahen wie lange Pinsel, die den See dunkelgrün gefärbt hätten, und wo man, wenn einem das Glück hold war, die Goldforellen im Wasser blinken sah!

Und die winzig kleine Kirche, wo man sich zur Frühmesse einfinden sollte, wo es immer in dem alten Holzwerk krachte, und wo eine große Mutter Gottes in einem blauseidenen Kleid stand, mit einer hohen goldenen Krone, die schon ganz schwarz war, aber nicht erneuert werden durfte, weil es eine Familien-Madonna war!

Und die nur eine halbe Stunde vom Schloß entfernte Sennhütte, wo Tante Adelheid in ihren spitzigen Schuhen mit den hohen Absätzen immer vor dem Kuhstall, durch den man doch hindurch mußte, stehen blieb, bis Onkel Leopold und noch jemand sie auf gekreuzten Händen hinübertrugen!

Wo es Sahne gab, die man mit großen hölzernen Löffeln essen mußte!

Und dort durfte man die Sennerin, oder den Hirten durchaus nicht nach dem kleinen grauen Männlein fragen, das bei Nacht auf dem Herd saß und große Flammen aus kalter grauer Asche herausblies — oder nach den schweren, schweren Schritten, die durch die Dunkelheit auf die Türe zukamen, während das Vieh wie ein Mensch in Qual brüllte . . . Aber Irene konnte es doch nicht lassen, den Hirtenjungen in einem Winkel ein wenig darnach auszufragen, und der sagte, während seine Augen scheu umherliefen, wenn man nur nicht vergesse, zu sagen: „Nun schlafe ich im Namen des allmächtigen Gottes ein," und zwar so laut, daß man es draußen verstehen könnte, dann sei alles gut!

Und die Gewitter bei Nacht, wenn es donnerte, wie wenn die Berge einstürzen sollten, und alle im Schlosse aufstanden und sich in der großen Stube versammelten! Ach, diese merkwürdigen Stunden, wenn Irene mit bebendem Herzen in die Wolken hinausschaute, die sich unter dem Schlosse hinwälzten, und aus denen große zackige Blitze herauszuckten; wenn sie darauf lauschte, ob die Lawinen nicht krachend zu Tal stürzten, bis endlich die kleine Kirchenglocke zu läuten begann und ihre dünne Stimme beruhigend erhob, sodaß es klang, wie wenn

ein kleines Kind einen zornigen Riesen zu beruhigen versuchte!

Und der Besuch in dem großen, glänzend weißen Kloster auf dem Berge jenseits des Tales, wohin man drei bis vier Stunden unterwegs war, wo man dann in dem gewölbten Refektorium der Schwarzen Brüder Kaffee bekam mit frommen Kuchen dazu, die in der alten Form der Pilgermuscheln gebacken waren ... Und wo einer der hohen Patres so wunderbare Augen hatte, daß sie durch die Mauern hindurch sehen konnten, wie viel Uhr es auf der Turmuhr im Hofe war!

Und die Abende daheim, wenn Tante Adelheid Klavier spielte, daß man nicht mehr zu atmen wagte, und das kleine Spinett beinahe zersprang! Oder wenn Tante Lina ihre französischen Liedchen spielte und alle miteinander danach tanzten!

Draußen glitt ein heller, stiller Mond am Himmel hin. Auf den Wiesen lag ein glitzernder, wie aus Silber gewobener Schleier, unter dem die Blumen gewiß glückselig träumten! Und die Tannen ragten in der hellen Nacht wie erloschene Fackeln auf.

Da oben war — nicht der Himmel, wie Irene im ersten Augenblick gedacht hatte — sondern die wahre Erde, wie der liebe Gott sie erschaffen hatte. Deshalb war da oben auch das wahre Leben. Da konnte man leben — wirklich leben.

Irene erinnerte sich nachher immer nur an das Gute. Aber die Tage konnten auch da oben böse sein. Hauptsächlich weil sie selbst etwas Böses mitbrachte.

Sie hatte schlanke, bewegliche Finger, die geschickt zu allem waren, behende zu erfassen, aber auch zu zerstören. Ihre Spielsachen zerbrach sie meistens, wenn sie sie am liebsten hatte. Und wenn sie so recht aus Herzenslust mit anderen Kindern spielte, die ihre Mutter eingeladen hatte, dann hatte sie immer den Drang, das Spiel zu stören und ihre eigene Freude in Scherben zu schlagen.

Und da oben ging es genau ebenso. Keines von den andern fand so viele schöne Steine, Blumen und Beeren wie Irene — aber sie verlor sie, sie verdarb sie, während sie mit ihnen nach Hause rannte. Und wenn die Freude in der jungen Schar auf ihrem Höhepunkt angelangt war, dann zerbrach sie ihr unter den Händen, wie der Spiegel im Wasser zerstört wird, wenn man hineinschlägt.

Warum war sie so? Oft war sie selbst ganz verzweifelt darüber.

„Sei doch wie Klara," sagte ihre Mutter. Denn Klara war ganz anders; sie war nicht nur vornehm und schön, sondern fügte auch weder sich selbst noch anderen je ein Leid zu. Mit kleinen, bedächtigen Schritten wandelte sie daher und gab

wohl acht auf sich; sie kletterte auch nicht wie eine Wilde unbesteigbare Höhen hinauf und gelangte doch immer dahin, wo sie hinwollte, ohne erst Hals über Kopf wieder umkehren zu müssen. Ihre Kleider hatten nicht immer Risse, und ihr Haar war nicht zerzaust.

„Sei wie Klara!" Ja, konnte sie denn ihr dunkles krauses, widerspenstiges Haar hell und weich, ihre Augen blaugrau und ruhig machen, konnte sie sich laue Milch in die Adern gießen?

Warum war sie dann nicht so geschaffen wie Klara? Alsdann hätte sie nie nötig gehabt, über sich selbst wütend zu sein, sich nie wie gerade jetzt am Abend über so vieles grämen müssen, was sie nicht gemeint, nicht gewollt, — aber doch im Lauf des Tages getan und gesagt hatte.

Und doch war noch ein schlimmerer Friedensstörer da droben, als der, den sie in ihrem eigenen Herzen mitbrachte. Einer war da, der, wo er ging und stand, für Irene einen langen schwarzen Schatten auf diese Stätte warf. Denn sie liebte diese Stätte, jeden Stein, jeden Grashalm, jedes Sandkorn — aber das alles gehörte ihm; er war der Herr darüber!

Aber gehörte einem ein Ort nicht viel mehr zu eigen, wenn man ihn mit seinem ganzen Herzen liebte, als wenn man ihn nur geerbt hatte?

Die andern sagten, er liebe den Ort auch. Aber dann liebte er ihn grau und kühl, wie die meisten Menschen zu lieben pflegen. Nicht rot — nicht feuerrot wie sie.|

Mit seinem Recht stand er fest darauf. Nicht ein Stäubchen davon wollte er aufgeben. Bis hinauf zu den leuchtenden Berggipfeln gehörte der Ort ihm, ihm allein. — Und er konnte davon ausschließen, wen er wollte, denn Tante Adelheid richtete sich sklavisch nach den Wünschen ihres Sohnes.

Irene ballte ihre kleinen Fäuste, daß die Knöchel weiß hervorschimmerten, und sie haßte ihn um des Rechts willen, das er auf diese Stätte hatte.

Und die Geschichte mit den kleinen Zicklein im ersten Sommer hatte die Sache auch nicht besser gemacht.

Diese Zicklein waren alle ganz kreideweiß, sie hatten gleichsam verwunderte Kindergesichter und winzig kleine Hörner. Irene liebte sie heiß und kletterte oft hinter dem Hirtenjungen her, um sie zu streicheln und Blätter für sie zu suchen. Der Hirte betrachtete das Kind mit dem sonderbaren Gesicht, dem roten Mund und den glänzenden Augen, und sagte: „Sie gehören dir."

Sie wußte wohl, daß der arme barfüßige Alois die Tiere nicht so verschenken konnte, daß sie sie in ihrem Reisewagen mit nach Augsburg

hätte nehmen können; aber er schenkte sie ihr so, wie er sie schenken konnte: er machte sie zu den ihrigen und hütete sie als die ihrigen. Und sie freute sich darüber wie über ein königliches Geschenk.

Aber eines Tages waren die Zicklein verschwunden, und erst nach langem Suchen entdeckte sie der Hirte tief drunten in einer Schlucht, das heißt, auf halber Höhe. Mitten auf der kahlen, steilen Felswand war ein kleiner Vorsprung, wo die armen Tiere dicht aneinander geschmiegt meckernd standen. Wie sie da hinuntergekommen waren, das konnte nicht aufgeklärt werden — nicht einmal Geißen war es möglich, dort zu klettern, und die Zicklein konnten weder herauf noch hinunter.

Der Hirtenjunge kehrte verzweifelt mit der Herde heim und bat inständig, es möchten doch ein paar Männer mit hinaufkommen. Er wolle sich an einem Strick hinunterlassen und die Zicklein retten.

Irene lief gleich mit — und dann machten sich auch die andern auf den Weg. Sie standen drunten in der Schlucht, schauten zu den unglücklichen Tieren hinauf und besprachen sich, was man tun könnte.

Aber Oswald trat vor und sagte, es dürften keine Rettungsversuche gemacht werden. Es sei unmöglich, von unten hinaufzuklettern, und von oben seien sie viel zu weit drunten, als daß sich jemand hinunterlassen dürfte. Selbst wenn man

ein so langes Seil herbeischaffen könnte, wäre es mit Lebensgefahr verbunden.

Die andern mußten ihm recht geben, obgleich ihnen die armen Tiere herzlich leid taten. Aber der Hirtenjunge flüsterte Irene ins Ohr: „Weine nicht, ich werde es doch versuchen, wenn ihr alle wieder gegangen seid."

Da holte Vetter Oswald seine Flinte und erschoß die armen Zicklein.

„Alois hätte es doch versucht," sagte er. „Und das wäre ja auch seine Pflicht gewesen, denn er ist für die Tiere verantwortlich. Ich aber bin für das Leben meiner Untergebenen verantwortlich."

Alle bewunderten den schlanken, fünfzehnjährigen Jungen wegen seines bestimmten Auftretens und seines gereiften Verantwortungsgefühls. Aber Irene war dem Weinen nahe vor Schmerz und Zorn. Und der arme Hirtenjunge Alois, der hatte zusehen müssen, wie die Tiere, die er liebte, vor seinen Augen erschossen und ihm sein Geschenk für sie entrissen wurde!

Irene, die sich noch nie von einem Manne hatte küssen lassen, die es nicht einmal dulden wollte, daß Onkel Leopold es tat, eilte auf den Hirtenjungen zu, nahm seinen Kopf in ihre Hände und küßte ihn.

Er war nur unglücklich darüber und entfloh, sie

aber wurde von ihrer Mutter gescholten wie noch nie, und Oswald sah sie so empört an, wie wenn er Lust hätte, sie sofort zu verbannen. Aber sie bereute es nicht.

Damit war der Streit zwischen ihr und ihrem Vetter entbrannt. Von ihrer Seite wenigstens, denn er ließ sich nie zu einer Feindschaft mit einem Mädchen herab, und das ärgerte sie doppelt.

Als sie dann eines Tages das Mißgeschick hatte, eine der großen chinesischen Vasen zu zerbrechen, und Tante Lina sagte: „Kind, Kind, nimm dich doch in acht, sonst kann es dir einmal passieren, daß du einem Menschen ein Leid antust!“ Da wußte Irene, daß es wohl einen Menschen gab, dem sie mit Lust irgend ein Leid angetan hätte.

Eines nur hätte sie gerne von ihm behalten: seinen Namen. Dieser Name klang wie das Rauschen des schwarzen Tannenwaldes auf dem Berge. Sie sagte ihn manchmal leise vor sich hin, vermied es aber so viel wie möglich, Oswald damit anzureden, denn dann war es ihr immer, als müßte sie ein Geheimnis verraten.

In einem der nächsten Winter starb Gräfin Adelheid, und danach vergingen sieben Jahre, während denen Irene das Schloß nicht wieder sah. Sieben Jahre — wie jene, während denen Jakob

um Rahel diente. Nur daß sie ihr nicht vorübergingen wie sieben Tage. Bei allem, was sie tat und unternahm, fühlte sie beständig eine Art Heimweh.

Irene war jetzt erwachsen, und Onkel Leopold sagte zu ihrer Mutter: „Trotz ihrer unregelmäßigen Züge wird sie allmählich schön wie eine echte Augsburgerin, wie eine von eurem berühmten Kleeblatt."

Ach ja, die drei — die drei, die Fürstenherzen gewonnen hatten! Klara von Detten, Agnes Bernauer und Philippine Welser. Aber Irene war nicht weich und hold anzusehen wie Philippine Welser, oder goldhaarig wie Agnes Bernauer. Ihr Haar war nachtschwarz und widerspenstig gelockt, ihre Augen grünlich wie eine Meereswelle, ihre Lippen rot wie Wein.

Sie wurde in Gesellschaften geführt, wurde gesucht und bewundert; sie zog an und stieß zurück, und sie entzündete auch Herzen auf ihrem Wege, sorgte dann aber immer selbst dafür, den guten Eindruck, den sie gemacht hatte, wieder zu zerstören, wie wenn sie Angst hätte, es könnte sich jemand dauernd gefesselt fühlen.

„Du verdirbst dir selbst alle guten Gelegenheiten," sagte die Mutter. „Du scheuchst die Menschen weit von dir, sobald du denkst, sie meinten es ernsthaft. Auf diese Weise wirst du dich nie verheiraten."

Aber heiraten wollte sie, sonst erfüllte sie ja nicht den wahren Beruf der Frau. Sonst erlebte sie ja nichts. Wofür wäre sie denn dann auf der Welt?

Vetter Oswald war Offizier bei den Kaiserjägern, ein tüchtiger, strenger, pflichtgetreuer Offizier. Aber er war sechsundzwanzig Jahre alt geworden, ohne irgend etwas Besonderes ausgeführt zu haben. Die Zeit war nicht günstig dafür. Während aller der blutig bewegten Jahre seiner Kindheit hatte Frau Adelheid stets gesagt: „Warte nur, bis du groß bist, dann gibt es Größeres zu leisten." Und nun war alles im tiefsten Frieden.

Das Lied von dem treuen Andreas Hofer war zu Ende.

Mantuas Boden hatte längst sein warmes Herzblut getrunken. Sein Land Tirol war vom fremden Joche befreit, war wieder in den rechten Händen. Der große Kaiseradler, der mit Feuer unter den Schwingen weit über die Lande hingeflogen und alle in Brand gesteckt hatte, war auf der Klippe gestorben, auf den sie ihn aufgespießt hatten. Die Leute atmeten wieder auf und wünschten nichts als Ruhe. Kaiser Franz wollte nur Frieden — nur Frieden um jeden Preis.

Als Griechenland sich gegen das türkische Joch erhob, wollte Oswald mitziehen in der deutschen Schar freiwilliger Kämpfer, die hinunterziehen sollte.

Aber diese Schar zog nicht aus — die Regierungen wünschten es nicht. Und Oswald konnte sich nicht einmal an die einzelnen freiheitsbegeisterten Männer anschließen, die nach Griechenland strömten. Die von seinem Vaterland bestimmt ausgesprochene Mißbilligung der griechischen Bewegung hielt ihn zurück. In der Familie derer von Hoheneck war man eins mit dem Land, im großen wie im kleinen.

Anstatt nun auf klassischem Boden für die heilige Sache der Freiheit zu kämpfen, kam er im nächsten Jahre nach Piemont mit den Truppen, die dort Ordnung schaffen sollten. Aber das konnte keinen Glanz auf das alte Wappenschild werfen, noch die Federn des Vogels röter färben. — —

Irene verbrachte mit ihrer Mutter einen ganzen Winter bei Onkel Leopold in München; da gab es Kunst und Künstler und viele Vergnügungen. Im Frühling kam ein Brief von Onkel Friedrich aus Innsbruck, der die Nichte auf einige Zeit zu sich einlud, „weil sie nun doch schon auf dem Wege sei.“ Klara sehne sich nach ihr.

Der gute, große, lustige Onkel Friedrich! Und Klara, die so sehr schön und sanft war! Ja, die ganze Klara war weich und sanft: das blonde, glatte Haar, die Augen, der Mund, das Kinn, jede Bewegung und jedes Wort, das sie sagte. Und wenn Männer zugegen waren, wurde diese Weich-

heit geradezu hinschmelzend, da wurde sie zu einer rührenden Anerkennung der männlichen Überlegenheit. Das war Irene unerträglich, aber sonst fand sie die Cousine Klara recht lieb.

Der Frühling in der schönen Stadt erschien ihr wie ein Traum ... Smaragdgrün, blühend, duftend! Alles war schön im goldenen Sonnenlicht — der Inn, der Berg Isel, das Schloß Amras draußen, die Burg, die Franziskanerkirche ...

Da drinnen stand König Arthur, ritterlich schlank und schön zwischen allen den plumpen kolossalen Bronzefiguren. Irene sagte zu Onkel Friedrich, der ihr durchaus einen Mann verschaffen wollte: „Es gibt einen, dem ich sofort mein Jawort geben würde, und er ist hier in Innsbruck. König Arthur von der Tafelrunde ist es, der in der Franziskaner Kirche steht. Ich muß von ihm geträumt haben, denn ich kenne ihn."

Tante Lena wohnte in Gräfin Adelheids Haus mit den etwas düsteren großen Zimmern; sie hielt die alte Heimat für Oswald offen, und sie tat es wirklich Oswald zu liebe, denn in den Zwischenzeiten, wo er nicht da war, führte sie ein recht einsames Leben.

In diesem Jahre ward ihr aber eine große Freude zu teil. Oswald war im Winter nicht ganz wohl gewesen und hatte nun ein paar Monate Urlaub, um wieder ganz zu Kräften zu kommen.

Sobald er ankam — es war am Johannisfest — wollte er auch gleich hinauf in das Ahnenschloß, das er seit dem Tode der Mutter nur flüchtig besucht hatte, und Tante Lena sollte ihn begleiten. Eines Abends stand er vor Irene mitten im Zimmer — wie wenn er gerade von der Tafelrunde aufgestanden wäre und nur die Rüstung abgelegt hätte.

Irene wurde purpurrot. Wo hatte sie ihre Augen gehabt? So mußte er ja aussehen, der lange aufgeschossene blonde Jüngling mit dem etwas erhobenen Kopfe. Wenn nun Onkel Friedrich ihren Ausspruch über König Arthur nicht wieder vergessen hätte! Aber vielleicht sah er die Ähnlichkeit gar nicht.

Ganz so schön wie König Arthur war Oswald vielleicht doch wohl nicht, aber er war eine schlanke, kühne Erscheinung, es war eine Freude, ihn nur anzusehen. Und aus seinen aufrichtigen blauen Augen strahlte der helle Mannesmut.

Aber selbstbewußt, geschlechtsbewußt war er noch ganz ebenso wie früher. Obgleich das Leben ihm Enttäuschungen gebracht hatte, sah er doch immer aus, als ob die Welt sich selbstverständlich nach ihm richten müßte. Und Klaras nachgiebig sanftes Aufschauen war eine fortgesetzte stumme Anerkennung seiner künftigen Weltherrschaft. So oft sie das sah, geriet Irene in wilde Wut.

Onkel Friedrich führte ihn zu Irene hin: „Du

erinnerst dich doch wohl noch an unsere kleine Wildkatze Irene?"

Oswald betrachtete sie hocherstaunt und mit einem zögernden Ja.

Er hatte offenbar vollständig vergessen, daß sie auf der Welt war, und überlegte nun, ob er ihr einen Platz in seinem Dasein zugestehen sollte.

Aber was kümmerte sie sich um sein Zugeständnis? Sie verlangte ja nichts von ihm. Ritterlich und rücksichtsvoll würde er doch wohl gegen sie sein, das schuldete er sich selbst und seiner ganzen Art.

Gegen Abend sagte Onkel Friedrich zufälligerweise, daß sie sich nun bald nach einem passenden Sommeraufenthalt umsehen müßten.

„Kommt mit aufs Schloß!" sagte Oswald. „Da ist Platz für noch viele."

Onkel Friedrich und Klara waren von Herzen gerne bereit, und nun wandte sich Oswald an Irene: „Ich hoffe, Cousine, daß Sie mir auch die Ehre erweisen, mitzukommen." Er fühlte sich wohl gezwungen, dies zu sagen.

Sie hätte sich aufrichten sollen und sagen, sie müsse nach München zurückkehren. Aber jene Stätte — jene Stätte! Sie fühlte, wie ihr die Tränen aufstiegen. Sie konnte nicht Nein sagen, und doch drang nur ein leises, kurzes Ja über ihre Lippen.

Tante Lena wollte nichts davon wissen, daß die

Gäste gleich mit ihr und Oswald hinaufreisten. Es müsse zuerst gescheuert und geputzt, die Betten gelüftet, die Vorhänge aufgemacht werden u. s. w.

Eine Woche müßten sie noch warten; und während dieser Zeit kam die große Hitze.

Ach, diese sieben gähnend leeren Tage der Wartezeit — sie deuchten Irene länger als sieben Jahre! Alles, was man anrührte, war brennend heiß, alles, was man ansah, schien zu brennen! Die Schlösser, die Kirchen, der Inn, dessen Wellen in der Sonne blinkten, als schössen sie glühende Pfeile aus — alles miteinander wurde ihr unerträglich, alles tat ihr weh in den Augen.

Und bei Nacht konnte sie kein Auge schließen in dem Gastzimmer, das auf eine enge Straße hinausging, von der unbeschreiblich beengende, bedrückende „Düfte" hereinwogten. Mit fieberheißen, brennenden Lippen lag sie da und dachte an die Luft dort oben, die einem wie ein frischer Strom entgegenrieselte, an kühle, taufrische Wiesenblumen, an das Bächlein, das mit kristallhellem Ton über die Kiesel plätscherte. Und ihr war, als müsse sie hier unten sterben. Sie betete zum heiligen Irenäus, daß die heißen Tage und Nächte doch nicht so ertötend stille stehen, daß sie vorübergehen möchten — vorübergehen wie sonst, ehe sie sterben müßte. Aber sie war überzeugt, daß dies unmöglich sei.

Als sie endlich im Reisewagen saß, erschien ihr alles nur wie ein böser Traum, und es war durchaus natürlich und selbstverständlich, daß sie sich auf dem Wege da hinauf befand.

In der ersten Nacht schlief Irene nicht. Sie lag auf Tante Lenas feinen, kühlen Kissen, atmete mit brennendem Gesicht die Luft ein und fühlte sich gelabt.

Nein, diese Wirklichkeit war zu schön, um sie zu verschlafen! Kein Traum hätte ihr gleichkommen können. Sie wollte nicht eine Sekunde davon versäumen.

Ach, welche wonnige Ruhe lag schon allein in dem Gefühl, daß nun draußen alles schlief — die Blumen unter dem glitzernden Tau, die Vögel, die Häschen in dem dunklen Walde mit ihren offenen hellen Augen — ja schliefen unter einer großen, frommen Stille, die noch nie von Lärm und Getriebe und Schreien unterbrochen worden war.

Schließlich aber ging die Nacht selber schlafen...

Ach, wer ihr doch damals, wo sie als ein unruhiges Kind in einem kleinen Bettchen lag, gesagt hätte, sie müsse jetzt still liegen, damit die Nacht schlafen gehen könne, und das könne sie nicht, wenn nicht alles ruhig sei!

Hier oben schlief die Nacht — tief und ruhig. Die Stille ringsum atmete Frieden.

Und der Tag, der kam, war froh und gut.

„Sei jetzt nur froh und gut da droben," hatte die Mutter ihr geschrieben. Froh und gut —

Warum war sie nicht gut — wenn sie doch alles miteinander so innig lieb hatte, so daß sie sich gerne auf die Erde geworfen und sie umarmt hätte?

Warum war sie nicht froh, wenn sie doch in lauter Freuden watete?

„Und hüte dich, noch mehr chinesische Vasen entzwei zu schlagen," schrieb die Mutter.

Nein, diesmal blieben die chinesischen Vasen heil, obgleich sie sie täglich mit Blumen füllte, weil niemand diese so schön und natürlich ordnen konnte.

Aber ach die Freude, die Freude zerbrach ihr unter den Händen —

Gleich am ersten Morgen fing es an, als Oswald in dem Eßzimmer mit den vierzehn Hoheneckern von dem und jenem aus dem alten Geschlecht sprach und damit schloß: „Ja, das waren große Zeiten — Zeiten, die große Männer schaffen."

Klara nickte wehmütig übereinstimmend. Aber Irene lachte: „Nein, Vetter," rief sie, „die großen Männer sind es, die die großen Zeiten schaffen, nicht umgekehrt. Und ich warte auch jeden Tag darauf, daß sich etwas Großes ereignen soll. Denn ein Hoheneck — ist ja immer ein großer Mann."

„Er sollte es jedenfalls sein," erwiderte Os-

wald etwas kurz. Und Klara sah Irene vorwurfsvoll an.

Das unterließ Klara nie. Jedes scharfe Wort, das Irene im Lauf des Tages entschlüpfte, wurde von Klara durch mild vorwurfsvolle Blicke unterstrichen, die sich außerordentlich fromm ausnahmen, während Irene dadurch noch schlimmer erschien. Irene meinte es ja nicht böse — sie war Oswald dankbar, daß er sie mit heraufgenommen hatte; aber sich umkrempeln — das konnte sie nicht, selbst wenn sie ab und zu den Ahnenstolz in ihm verletzte.

Wie ein Blitz kam oft hinter all diesem der wahre Mensch zum Vorschein: Wenn er lachte, wenn er fast ebenso ausgelassen lachte wie Irene, über irgend etwas, was für die anderen gar keine Bedeutung hatte —, wenn er immer sehen konnte, mit was die am Himmel hinziehenden Wolken Ähnlichkeit hatten, und, wenn eine breite silberne Flut zwischen ihnen glänzte, auch fand, das sei der Ganges, — wenn er, so oft er zu Pferd stieg, zuerst Bayard mit einer zärtlichen Bewegung übers Maul strich, — wenn er sich auf der sonnigen Wiese lang ausstreckte, um dem Leben der Natur so recht nahe zu sein, da fühlte sie, wie ihre eigenen wachen, lebendigen Empfindungen stärker wurden, weil er sie mit ihr teilte.

Und da konnte sie sich denken, daß sie ihm ein-

mal alle die sonderbaren, die verwickelten, die todtraurigen Gedanken, die in ihr wohnten, mitteilen würde, und dann ganz sicher wäre, daß er alle verstünde.

Aber der Ahnenstolz, der in allen entscheidenden Punkten zuerst mitsprach, ärgerte und reizte sie.

Er hatte einige Reitpferde mit heraufgebracht, und sie ritten miteinander über die Wiesen und auf den zugänglichsten Geißenpfaden. Oder sie kletterten Berge hinauf nach Alpenrosen und reifen Erdbeeren, sie ruderten, fischten, gingen in die Sennhütte, ins Kloster . . .

Alles war gut, alles war erfreulich, wenn sie es ihrer Mutter berichtete, aber in Wirklichkeit erlebte sie es nicht so. Sie war nicht gut, und sie war nicht froh.

Warum konnte Tante Lena auch nicht einen einzigen Tag hindurch von ihrem großen Kummer schweigen? Sie war ja sonst ein recht liebes Menschenkind, die Tante Lena, der Familiensinn war nicht so vorherrschend bei ihr, ausgenommen daß sie so viele Geschichten von dem Geschlecht wußte wie sonst niemand und alle die besten Eigenschaften dieses Geschlechts in ihrem eigenen Herzen trug.

Aber es war Irene ganz unerträglich, immer und ewig dasselbe von dem „lieben Jungen" hören zu müssen, der nun bald „ernstlich daran denken

m ü ß t e" — er sei ja der einzige Träger des Namens und stehe in seinem siebenundzwanzigsten Jahre. Aber er dürfe nicht wie andere Menschen nur seinem Herzen folgen, er sei von Familienrücksichten gebunden.

„Das Mädchen, das er wählt, muß nicht allein Ahnen haben — ein solches wäre schon zu finden — es muß auch einen goldenen Hintergrund haben. Denn der Gedanke, die alten Besitzungen wieder zu erlangen, die alte Herrschaft wieder aufzurichten, lebt in jedem einzelnen Glied des Geschlechts fort. Aber das ist allerdings schließlich doch nicht das, was glücklich macht."

„Dann muß er sich eben über all dies hinwegsetzen," sagte Irene.

Aber Klara sagte, sie verstehe wohl, daß auf all dies Rücksicht genommen werden müßte — Klara hatte nicht nur einen Namen von ebenso gutem Klang wie die anderen Cousinen, sondern Onkel Friedrich war auch steinreich — und das war keine von den anderen, Irene am wenigsten — —

Im Schlosse war man aufgeblieben, weil ein Gewitter im Anzug war. Es brach nicht mit voller Gewalt über dem Schlosse aus, aber es grollte auf allen Seiten in den Bergen, und jeden Augenblick wetterleuchtete es am dunklen Himmel auf.

Irene fand es herrlich, so die ganze Nacht aufbleiben zu dürfen, während man in der großen Altan-

stube beisammen saß. Oswald hatte Klavier gespielt und Irene ein Lied nach dem anderen zur Gitarre gesungen. Tante Lena hatte ihre berühmten Waffeln aufgetischt und Kaffee dazu gegeben.

Und jetzt sollte die Tante erzählen — aus ihrem großen Schatz von Familiengeschichten. Das Gewitter sei noch nicht so weit vorüber, daß man ruhig zu Bett gehen könne, sagte Oswald, es könne jeden Augenblick wieder losbrechen. Und Irene war ganz derselben Ansicht, daß man noch lange, lange nicht zu Bett gehen dürfe.

„Nun, von wem wollt ihr hören, von Graf Hugo, Graf Adalbert oder —"

„Eine Liebesgeschichte!" rief Irene mit heißen Wangen.

Oswald schüttelte den Kopf. „Solche gibt es nicht viele in unserem Geschlecht."

Sie warf den Kopf zurück. „Dann ist es ein jämmerliches Geschlecht gewesen."

Eine jähe Röte trat auf seine Wangen, aber er sagte ganz ruhig: „Es war nicht von den Frauen die Rede. Die Geschichte einer Frau ist natürlich ihre Liebe — auch in unserem Geschlecht. Aber es sind vorhin nur Männer genannt worden, und sie konnten sich damit begnügen, andere totzuschlagen und sich Güter zusammenzurauben."

„Ja, das hatte ich vergessen."

„Wenn ihr nun still sein wollt, Kinder," fiel Tante Lena rasch ein, „dann will ich euch die Geschichte vom Grafen Wenzel von Hoheneck und dem braunen Mädchen erzählen. Denn diese Geschichte ist eine richtige Liebesgeschichte."

Ach, jetzt war es so gleichgültig! Die herrliche Stimmung war vorüber. Irene saß allein am Fenster und wünschte nur noch, schlafen gehen zu dürfen.

„Sehet, Graf Wenzel war ja der Hoheneck, der Kaiser Friedrich auf dem fünften Kreuzzug begleitete, und der einen Splitter vom heiligen Kreuze von Jerusalem mit heimbrachte. Der Splitter fiel später in die Hände der Starkenberger — das waren ja Raubritter — und der böse Graf Kuno warf ihn ins Feuer; aber der Splitter stand aufrecht in den Flammen, ohne von diesen verzehrt zu werden, und zerteilte sie. Nun, das gehört jetzt nicht hierher.

Graf Wenzel war auch in den welschen Ländern gewesen und hatte von da, sowie auch aus dem Morgenlande viele Kostbarkeiten mitgebracht, mit denen er nun die Gemächer seiner Burg schmückte. Er schmückte ja sein Haus zur Ankunft seiner Braut, denn er war mit einer Fürstentochter verlobt, und die Hochzeit sollte bald stattfinden.

Da kam eines Tages ein fremder Spielmann mit einem schwarzäugigen braunen Mädchen auf die

Burg. Er spielte, und sie tanzte mit sonderbaren wilden Sprüngen, so daß es lustig anzusehen und anzuhören war. Dann ward der Mann eingeladen, sich im Hofe an einen Tisch zu setzen, und er wurde mit Brot und Wein bewirtet. Indessen schaute das Mädchen neugierig durch die Türe in die Halle hinein. Graf Wenzel, der ein leutseliger Herr war, fragte sie, ob sie sich drinnen umsehen möchte. Sie nickte, und er führte sie in die Burg hinein.

Als die beiden in das Gemach kamen, das Graf Wenzel für seine junge Braut bereitet hatte, blieb das Mädchen eine Weile ganz ruhig stehen und schaute sich um. Hierauf sagte sie: ‚Das ist mein Zimmer. Du hast es für mich bereitet.'

Graf Wenzel lachte und sagte Ja dazu, denn er scherzte gerne, und die Worte einer solchen armen umherziehenden Gauklerin waren ja nicht so ernst zu nehmen, daß man ihr hätte zu widersprechen brauchen.

Aber am Abend, als er von seinem Besuch bei dem Prior zurückkehrte und zur Burg hinaufstieg, stand das Mädchen in der Dämmerung auf dem Pfad. ‚Ich habe meinen Vater und alles andere auf der Welt verlassen,' sagte sie. ‚Da du mir ein Heim bereitet hast, will ich nur bei dir sein.'

Als sie draußen im Garten getanzt hatte, war sie ihm wie eine Wildkatze vorgekommen. Aber in

ihrer Art war sie doch schön, und so nahm er sie mit sich in die Burg.

Nach einiger Zeit, als Graf Wenzel seine Braut heimführen sollte, sagte er zu dem braunen Mädchen: ‚Nun mußt du fort von hier — denn jetzt muß ich meine Braut heimführen. Und wenn ich mit ihr hier wohne, darfst du dich nie wieder hier sehen lassen.‘

Als er mit seiner Gemahlin einzog, stand sie nicht auf dem Burgpfad, wie er im geheimen befürchtet hatte. Aber in der ersten Nacht, wo das Ehepaar in der Burg schlief, war die Burg plötzlich von roten Flammen umzüngelt, und Graf Wenzel und seine Gattin konnten sich nur mit knapper Not retten. Er trug sie durch die Flammen hindurch, und diese versengten ihr das lange blonde Haar bis an den Nacken und sie verwand den Schrecken dieser Nacht, wo sie auf dem kahlen Felsen liegen und die Burg bis auf den Grund niederbrennen sehen mußte, nie vollständig.

Graf Wenzel zog dann hieher, wo aber nur wenig Platz für alle seine Leute war. Alle miteinander waren überzeugt, daß die fremde braune Hexe das Feuer angelegt hatte. Und wenn diese Mordbrennerin ihnen je in die Hände fallen sollte, dann sollte ihr die Vergeltung sicher sein!

Nach einem Jahr gebar Graf Wenzels Gemahlin einen Sohn, starb aber selbst an demselben Tage.

Seit jener Schreckensnacht war ihre Kraft untergraben gewesen.

Um sich zu zerstreuen, lag Graf Wenzel eifrig der Jagd ob. Und eines Tages, als er eben durch den Wald auf die Gemsjagd eilte, stand das braune Mädchen unter den Tannenbäumen vor ihm.

Er hob nicht den Bogen, um auf sie zu zielen, und jagte ihr auch nicht einen Pfeil ins Herz, wie er sich vorgenommen hatte, sondern er trat zu ihr und ergriff sie bei der Hand. ‚Geh mit mir heim,' sagte er. ‚Denn du hast recht gehabt, es gehört alles dir.'

Sie aber sah ihn an — mit eingesunkenen, düster brennenden Augen — und antwortete: ‚Es gehört nicht mehr mir, denn du hast mich böse gemacht, und dadurch habe ich mein Recht auf das Glück verspielt.'

Mit diesen Worten verschwand sie. Er aber grämte sich so über ihren Verlust, daß er noch in jungen Jahren starb. Ja, er starb jung, und alle sagten, er sei an gebrochenem Herzen gestorben."

Tante Lena sprach noch immer weiter, denn sie hatte Angst, Irene würde ausrufen: „Er verdiente es auch nicht besser!" Oder Oswald möchte sagen: „Ja, diese Geschichte zeigt ja, daß es für das Geschlecht am besten ist, wenn es so wenig wie möglich mit der Liebe zu tun hat." Das hätte ihm gleichgesehen. Aber beide schwiegen.



Und dann ging man schlafen, denn das Gewitter war ganz vorübergezogen.

Aber bis in ihre Träume hinein war es Irene, als ob die Tannenwälder, die Schluchten zwischen den Felsen, der See drunten — sie anstarrten wie tiefeingesunkene, düster brennende Augen.

Und klagend tönte es wie das Rauschen der Tannen: „Du hast mich böse gemacht, und mein Recht auf das Glück ist verspielt!“ — — Selbst im Traum fühlte sie, wie schwer, wie furchtbar schwer das war!

Es war ein Tag voll goldenen Sonnenscheins; die flimmernde Luft erhielt durch den nahen See etwas Kühlung. Sie waren hoch, hoch hinaufgestiegen, und Irene hatte auf dem ganzen Wege Blumen gepflückt. „Ich will alle haben,“ sagte sie zu Oswald. „Ich pflücke alle, alle!“

„Tun Sie es,“ erwiderte er und lächelte in ihre meergrünen Augen hinein, die wie eine Welle im Sonnenschein glänzten.

Jetzt saß sie auf einem Stein und band die Blumen in einen großen Strauß. Oswald lag im Grase ausgestreckt und sah ihr zu. Eine kleine Strecke weiterhin saß Klara und ordnete die kleinen Linäen und Vergißmeinnicht, die sie gesammelt hatten. Aber Irene hatte die Arme voller Feuerlilien, Eisenhut, Alpenrosen, Klematis und Enzianen . . .

„Edelweiß!“ rief sie plötzlich. „Diese fehlen mir noch! Verschaffen Sie mir Edelweiß, Vetter. Gibt es keine hier oben?“

„Doch, an dem Felsenhang nach der Kluft zu, dort gibt es gewöhnlich. Aber — man kann nicht hingelangen.“

„Warum nicht? Wenn ich sie doch haben muß! Sonst habe ich ja nicht die ganze Pracht. Dann ist der Strauß nicht vollkommen.“

„Ich wollte sagen, daß es dort sehr steil sei,“ sagte er. „Und der Boden ist nicht fest, man gleitet sehr leicht aus. Ich kenne den Platz von der Gemsjagd her.“

Sie sah ihn gerade an. „Dann sind Sie also schon dort gewesen?“ fragte sie.

Er richtete sich mit einem leichten Lächeln auf. „Die Krieger und Gemsjäger wissen nichts von einem Rückzug.“

Ihre Augen wurden plötzlich kalt — wie grünliches Eis. Sie sprang jäh auf, so daß die ganze Blumenfülle zu Boden fiel.

„Davon weiß ich auch nichts,“ sagte sie. „Ich pflücke sie mir selbst.“

Aber schon stand er vor ihr.

„Das ist nichts für Sie; ich werde sie holen.“

„Aber Irene!“ mahnte Klara, indem sie herzutrat. „Nein, Vetter Oswald, du wirst doch nur



einer ihrer Launen wegen nicht auf den gefährlichen Platz hinuntersteigen."

„Sie darf es nicht selbst tun," sagte er, indem er an den Felsenrand trat. „Und es ist ja natürlich auch ausführbar."

„Irene, halt ihn doch zurück!" rief Klara. „Was machst du dir denn aus den Blumen? Nein, es ist unverantwortlich."

Oswald schwang sich über den Rand hinaus und begann die Felsen hinabzusteigen.

„Das kann ich nicht mit ansehen," sagte Klara. Sie spannte ihren kleinen Sonnenschirm auf und ging von der Schlucht weg.

Sie ging, sie ging — sie konnte gehen! Klara, die immer tat, als ob — — Jetzt ging sie! Sie blieb nicht am Rande stehen, um sich mit angehaltenem Atem vorzubeugen — und mit ausgestreckten Händen, die wirklich, wirklich seine Füße hielten, damit sie feststehen mußten — — Ach nein, nein, die gerne ihr Herz als sicheren Grund unter seine Füße gelegt hätte — mochten diese es auch zertreten und verwunden, so oft sie dort unten strauchelten!

Klara ging . . . Aber sie hatte es ja auch nicht verschuldet.

Sie — sie, Irene, hatte es getan! Wie konnte sie, wie hatte sie es doch können? Warum hatte sie ihn nicht zurückgehalten? Alles war so gut, so wun=

derschön gewesen — jetzt war es zersprungen, zerschellt — — Sie hatte ihn in den Schlund hinabgeschleudert — in den Schlund des Todes vielleicht! Ach, der entsetzliche Ton der hinabrollenden Steine und des Gerölls!

Und sie wagte ihn nicht einmal zurückzurufen, aus Angst, er könnte aufschauen, und — Ach, er glitt, er glitt aus! ... Ihr Leben, ihr Leben wollte sie hingeben — wenn er nur glücklich wieder heraufkäme!

Aber das Leben, was meinte sie denn damit? Wie hätte sie das geben können? Das hieß so viel, als nichts geben! Nein, etwas, das man nehmen, fühlen konnte, was sie wirklich opfern konnte . . .

Die Blumen — die teuren, die mit Herzblut erkauften Blumen, die er holte ... Nein, nein — das konnte sie nicht! Das wäre mehr als das Leben! Ach, er glitt wieder aus . . .

Doch, doch . . . alle gab sie hin . . . Nicht eine davon wollte sie anrühren! Sie warf sich am Felsenrand nieder. „Ach, heiliger Irenäus, bewahre ihn! Ich, ich will dafür leiden! Ich bin es nicht wert, die Blumen zu berühren — nicht eine will ich davon nehmen, sie sind schon alle geopfert! Aber dann darf er nicht dafür büßen, daß ich schlecht war! Dann habe ich das Leiden auf mich genommen! Dann darf er nicht dafür büßen — denn ich habe es gebüßt!



Ach heiliger, heiliger Irenäus — wirke es aus für mich — daß es so sei!"

Er stand vor ihr am Rande der Schlucht mit leicht gerunzelter Stirne, die eine Hand mit seinem Taschentuch verbunden. Und er reichte ihr Blumen dar — vom weißesten, weißesten reinsten Samt —

„Hier sind Ihre Edelweiß," sagte er. „Sie haben mich nicht das Leben gekostet — aber ein wenig Blut habe ich dafür lassen müssen."

In seiner Stimme lag eine zornig herausfordernde Zärtlichkeit, die nur auf ihre ausgestreckten Hände wartete, um den ganzen Zorn fahren zu lassen.

Sie schüttelte den Kopf und sah zu Boden.

„Aber Irene!" sagte Klara, die nun wieder herbeigekommen war und eben ihren Sonnenschirm zumachte. „Willst du die Blumen jetzt nicht einmal?"

„Hier sind Ihre Edelweiß," wiederholte er laut und ein wenig gebieterisch. Er wollte Klaras Worte übertönen — wollte dieser Möglichkeit nicht einmal Raum geben.

Sie sah auf — ebenso weiß wie die Blumen. „Ich bin froh, daß Sie glücklich wieder da sind," sagte sie etwas kurz und abgerissen. „Es war so unvernünftig von mir — denn die Edelweiß passen nicht einmal zu meinem bunten Strauß, und ich habe schon genug Blumen zu tragen." Damit bückte sie sich und sammelte ihre Blumen eifrig zusammen.

Ohne ein Wort wandte er sich nach der Schlucht zurück und hob die Hand auf, um die Blumen hinabzuschleudern ... Aber Klara ergriff ihn hastig beim Ärmel.

„Vetter Oswald, willst du sie nicht mir geben?" sagte sie sanft. „Ich habe so große Angst um dich ausgestanden."

Er reichte sie ihr mit einer müden, gleichgültigen Bewegung, und sie band sie zu ihren zarten Linäen und Vergißmeinnicht und beugte ihr Gesicht darauf nieder.

Ach heiliger, heiliger Irenäus! — —

An demselben Tag hatte die Tochter des Verwalters Hochzeit. Irene und Klara hatten geholfen, die Kirche zu schmücken, die so rührend kleine Kirche, in der alles so klein wie Spielzeug war — der Altar, die Kanzel, die schwarze Mutter Gottes in ihrem Seidenstaat ... Und die Herrschaft hatte versprochen, abends zu dem Fest in die große Stube des Verwalters zu kommen.

„Wenn sie nur glücklich wird, unsere kleine Magdalena," sagte Tante Lena beim Mittagessen. Sie war die Patin der Braut.

„Das wird sie schon," sagte Oswald. „Diese Menschen sind gar vernünftig, da ist alles vorher wohl überlegt. Bei dieser Ehe ist alles vorher erwogen und geprüft nach allen Seiten hin — auch in Be-

ziehung auf Familie, Stand und Vermögen. Es ist gar kein Platz mehr für etwas Unberechnetes übrig."

„Das klingt doch ein wenig trocken," sagte Onkel Friedrich mit seinem behaglichen Lachen; und Irene rief: „Das Glück kommt nur mit dem Unberechenbaren. Das haben wir von Graf Wenzel gelernt."

„Nein, wir haben nur gehört, daß er sich über den Verlust des Unberechenbaren grämte," sagte Oswald, „aber nicht, daß es ihn glücklich gemacht hätte. Und wir haben recht wenig Grund, so etwas zu glauben."

Es war sehr heiß und dumpf in den niedrigen Zimmern der Verwalterwohnung. Aber die Gäste mußten sich mit Anstand darein finden. Klara war in rosa und trug Oswalds Edelweiß an der Brust, Irene in einem weißen Gewand; und sie hatte nur eine einzige langstielige Feuerlilie in ihren Gürtel gesteckt, so daß der feuerrote Kelch bis zu ihrem weißen Hals hinaufreichte.

Mit Vergnügen schaute sie dem Tanze zu, denn sie dachte an alle die lustigen Dämmerstunden, wo ihre Mutter sie die Tänze ihres Vaterlandes gelernt hatte. Und es kam ihr komisch vor, daß die Leute mit so unbeweglich ernsten Gesichtern und mit ganz steifen Bewegungen tanzten.

Das Brautpaar war das steifste von allen. Magdalenas schönes blondes Haar war so glatt und stramm

zurückgekämmt, daß man von vorne nicht ein bißchen davon sah. Ihr Gesicht war rot und erhitzt, und ihre hellen, treuherzigen Augen sahen so schläfrig und gleichgültig drein, wie die festliche Gelegenheit es verlangte. Sie saß mitten an der langen Wand neben ihrem Bräutigam; die beiden sprachen nicht miteinander, und sahen einander auch nicht an, nur standen sie von Zeit zu Zeit wie auf Kommando auf, um miteinander zu tanzen, wobei sich jedoch der Ausdruck ihrer Gesichter durchaus nicht veränderte.

„Ja, es sieht wirklich nicht wie übersprudelndes Glück aus," sagte Irene zu Oswald.

„Nein, allerdings nicht," antwortete er. „Aber deshalb wird es wohl auch von Dauer sein; sie kommt in gute Verhältnisse, er ist ein braver Mensch und der Vater sehr reich."

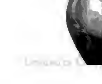
„Ja, ich weiß wohl — in Ihrer Familie schätzt man solche Verbindungen. Sie müssen ja rotes Gold haben, um den roten Wappenvogel damit zu füttern."

Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Cousine, ich verstehe Sie nicht immer."

Ihr schlanker Hals richtete sich stolz auf: „Das ist ja auch nicht notwendig," sagte sie.

Wieder schwieg er eine Weile. „Ach nein — wenn wir doch nur alle sieben oder acht Jahre zusammentreffen."

„Nun — was sonst?"



Die Tanzenden stampften so fest auf den Boden und die Geigen ächzten so sonderbar!

„Cousine, ich verstehe Sie nicht." Die Worte klangen viel näher an ihrem Ohre.

Wenn sie jetzt aufrichtig wäre — wenn sie ihn ansähe und erwidern würde: „Oswald, es kommt einzig und allein daher, weil ich —" Dann — dann würde er zurücktreten und sagen: „O das bedaure ich, Cousine — denn ich habe auf mein Geschlecht Rücksicht zu nehmen. Ich wage es nicht, etwas Unberechnetes eintreten zu lassen — und ich bin verpflichtet, in erster Linie für die Größe des Geschlechts zu sorgen."

Oder — oder — würde ein fühlendes Menschenherz sich zeigen?

Sie blieb stehen, ohne etwas zu erwidern, und er sah sie unverwandt an. Dann sagte er: „Tanzen Sie mit mir, Cousine!"

„Ja — ja," erklang ihre Antwort atemlos schnell. „Aber nicht hier, man erstickt ja fast. Draußen — —"

„Draußen?" wiederholte er erstaunt.

„Ja, ja, draußen!" rief sie und raffte ihr weißes Kleid auf. „Kommen Sie, wir schlüpfen rasch hinaus!"

Draußen lag ein silberner Glanz auf allen Wiesen, groß und hell segelte der Mond am durchsichtigen Himmel hin, und die Tannen standen da wie erloschene Fackeln in der hellen Nacht.



„Ah . . .“ sie hob die weißen nackten Arme in die Höhe und stieß einen befreiten Seufzer aus: „Hier außen ist der Festsaal.“

Er atmete eben so tief erregt wie sie. „Aber es ist kalt —“

„Nein, nein! Herrlich, herrlich!“

„Ich meinte für Sie.“ Und er berührte leicht ihre entblößte Schulter.

Ach, wie oft hatte sie Bayard um die zarte Berührung dieser Hand beneidet! Aber daß diese Berührung eine solche Empfindung hervorbrachte, nein, das hatte sie nicht geahnt! Daß das ganze Herz in den Fingerspitzen lag — — daß man so mit dem Herzen berühren könnte!

Hätte sie doch hier stehen bleiben können — in diesem Glücksschauer — seine Hand an ihrem Hals — bis zum jüngsten Tag!

Ach, damals an jenem ersten Abend in ihrer Kindheit, da war es wie eine Ahnung über sie gekommen, wie die Ahnung von der großen, seligen unwiderstehlichen Liebesmacht, die sie hier gefangen, lebenslänglich gefangen machen sollte!

„Sollen wir tanzen?“ Seine Lippen waren dicht an ihrem Ohre.

„Ja, ja!“ — Alles, was das Leben bringen konnte, wollten sie miteinander.

Er legte den Arm um sie. Sie neigte sich er=

schauernd zu ihm hin, und sie blieben unbeweglich stehen.

Wie lautete doch die Stelle in dem Liede — in dem Hohenliede des Lebens — wo sie sagen, daß sie sich lieben . . Ach nein, das war mehr: hier war der Hochzeitssaal, strahlend feierlich! Hier stand der Bräutigam in seiner leuchtenden männlichen Größe. Hier stand die Braut in ihrem weißen Schleier. Die große, feurige Blume, die sie an der Brust trug, das war ihr Herz, das sich durch die weiße Hülle hindurchgebrannt hatte, um zu dem seinigen hinzugelangen.

Sein Arm zog sie inniger an sich . . Ihr dunkles Haar berührte seine Schulter — ihre roten Lippen berührten seine Brust . .

Sie wollte sein Herz wach küssen, daß die Flammen seines Herzens mit denen des ihrigen zusammen schlügen.

Denn sie — sie hatte Feuer und Blut genug in ihren Adern, um den Vogel im Wappenschild so glühend rot zu färben, wie er noch nie gewesen war. Feuer und Blut genug, um eine große Zeit für ihn zu schaffen, ihn selbst zu einer glühenden großen Tat anzufeuern.

Wo steht das, daß die Sonne hervorgehe wie ein Bräutigam aus der Brautkammer?

Aus ihrer Brautkammer würde er hervorgehen, wie die Sonne über die Welt.

„Vetter Oswald — Irene, wo seid ihr?“ Die hohe, dünne Stimme drang auf sie ein.

Nicht loslassen! Um alles in der Welt nicht loslassen! Es handelte sich ums Leben! Jetzt entweder miteinander hinauf zu den fernsten, einsamsten Zinnen, hinein in das dunkelste Waldesdunkel — — oder vortreten vor alle, Hand in Hand — Arm in Arm.

„Vetter Oswald — Irene, kommt herein! Es soll gesungen werden!“

Nicht loslassen — um's Himmels willen!

Er ließ los — — Er zog seinen Arm zurück. „Ja, wir kommen.“ Dann neigte er sich zu ihr nieder und sagte: „Sie rufen uns!“

Sie richtete sich auf. „Was tut das — was tut das?“ Ihre Stimme klang hart wie Stein.

„Wir müssen hineingehen — jetzt.“

Sie zuckte die Schultern ein wenig, wie wenn sie plötzlich fröre, und raffte ihr langes Gewand enger zusammen. Dann lief sie vor ihm ins Haus hinein.

Drinnen sollte Irene durchaus singen. Und sie sang vom Heideröslein — das gebrochen wurde . . . Ihr kam es vor, als habe die Rose es gut — unaussprechlich gut, im Vergleich zu ihr.

Wenn er mit ihr im Arm fortgestürmt wäre nach der Schlucht, wo sie ihn am Morgen so ge-



quält hatte, und sie in die Tiefe hinabgeschleudert hätte, so wäre er in seinem guten Recht gewesen, es wäre ein schwindelndes Glück gewesen im Vergleich zu diesem — diesem jämmerlichen, unerträglichen Anhalten bei dem Punkt, auf dem die Männer so gerne stehen bleiben, dem Punkt, wo ihnen das Zurücktreten noch offen steht.

Dieser steinharte Ahnenstolz! Dieser kalte, bedächtige Tiroler! Wenn er jetzt wog und überlegte, und zu dem Resultat kam, daß es doch nicht anginge, daß er es nicht dürfe — dann war nichts geschehen, gar nichts.

Er meinte vielleicht sogar, er könne es erst noch ein paarmal probieren — immer mit demselben Vorbehalt.

Nein, nein! Jetzt war es vorbei! Alle die späteren Male, mit denen er rechnete, die zerschlug sie zum voraus.

Er hatte losgelassen, als der rechte Augenblick dagewesen war — als sie miteinander im Hochzeitssaal gestanden hatten. Da, wo man nicht mehr heraus, sondern nur noch tiefer hineingeht — zu gemeinsamem Leben. Das war eine Todsünde. —

Klara sang von Edelweiß, dem „Vergißmeinnicht der Alpen“, und die anderen sangen auch.

Schließlich stand Pater Permin auf, der Benediktiner mit den merkwürdigen durchdringenden Augen,

und bat um das Tirolerlied, von dem Herzen, das mehr Liebe habe, als alle Menschen, das „Herz-Jesu-Lied".

Während die starken Stimmen um sie her brausten, dachte Irene, wenn sie nur unbeweglich dasitzen dürfte, ohne denken zu müssen, und nur immer fort vor sich hinsagen könnte „Herz-Jesu-Lied" — darin hätte Ruhe gelegen. Es klangen Wiegentöne für das Herz aus diesem Lied. —

Als sie ins Schloß zurückgekehrt waren und einander gute Nacht sagten, stand Irene etwas hinter den anderen, und indem Oswald ihre Hand ergriff, führte er sie hastig an seine Lippen; aber kalt und unbeweglich lag sie in der seinigen.

Auf ihrem Zimmer fand Irene einen Brief von ihrer Mutter vor. Sie las ihn ganz gleichgültig, ohne Verständnis — doch plötzlich richtete sie sich auf und zog das Licht näher heran.

„Erinnerst du dich an Montani," schrieb die Mutter, „Onkel Leopolds Freund, den Diplomaten? Er ist hier, und denk dir, er wirbt um dich. Er wünscht ausdrücklich, daß es durch mich gehen soll, und findet es gut, daß du abwesend bist, damit du dir die Sache in aller Ruhe überlegen könnest, ehe du antwortest. Ich habe ausgerechnet, daß er vierundzwanzig Jahre älter ist als du; aber meine Wildkatze würde in gute Hände kommen und Gräfin

werden. Doch du liebst ihn wohl nicht, denn du bist immer freundlich gegen ihn gewesen, und so wie ich dich kenne, wirst du dich einem Manne sofort feindlich gegenüberstellen, sobald du nur einen Funken Liebe für ihn empfindest. Ich würde meine liebe Irene auch nur ungern hergeben — selbst wenn ... Wärest du sehr betrübt, wenn hier im Hause eine Veränderung einträte? Aber ich will nichts entscheiden; ich liebe meine Wildkatze vor allem, und ihr Glück geht vor dem meinigen."

Irene ging im Zimmer auf und ab und preßte die Hände an die Schläfen. Was war das, was war mit der Mutter? Wäre es möglich? — — Ach nein, nein — alles würde so fremd, so unnatürlich! Aber Montani — — Wie kam er nur darauf? Groß, dunkel, schon etwas ergraut, mit blinzelnden Augen und sarkastischen Bemerkungen.

Sie sank wieder auf den Stuhl und legte den Kopf auf den Tisch. Ach, sie mußte dem Schmerz entfliehen, dem Schmerz, der sich ihr hier jeden Tag ins Herz hineinbohrte und sie auf eine Marterbank streckte, und der nur mit dem Gnadenstoß enden würde, daß er Klara nahm. Nein, sie konnte, sie wollte nicht mehr!

Und wenn sie dann ihre Mutter und ihre Heimat nicht mehr wie früher hatte — was hatte doch da in dem Brief gestanden? Was sollte sie dann mit

sich selbst anfangen? Und sie wollte leben — wollte erleben!

Als alle Berggipfel vom Morgenlicht rosig umsäumt waren, verließ Irene mit einem Brief in der Hand ihr Zimmer. Es waren erst ein paar Dienstleute auf. Sie bat einen der Männer, den Brief ins Hospiz hinunter zu tragen. Pater Permin komme dort in der Frühe vorüber; er sei auf dem Weg nach München und habe sie gefragt, ob er eine Botschaft oder einen Brief mitnehmen könnte. Dann ging sie zurück in ihr Zimmer und legte sich nieder — so müde, todmüde!

Sie traf mit den anderen erst bei Tisch wieder zusammen, und die Tante fragte sogleich bekümmert, ob sie krank sei; sie sei so totenbleich.

„Nein, ich habe nur nicht geschlafen,“ sagte sie.

Oswald, der zu ihrer Linken saß, sagte leise: „Nein, Sie haben bis zum Morgen Licht gehabt.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte sie.

Und er antwortete: „Ich wachte, bis Sie gelöscht hatten.“

Kurz nachher sagte sie: „Onkel Friedrich, bleibt es dabei, daß Sie morgen nach Innsbruck reisen?“

„Ja, ich muß hinunter, aber ich kehre wieder hierher zurück.“

„Wollen Sie mich mitnehmen? Dann holt mich Onkel Leopold dort ab.“



„Du, schön Wildkatz? Was meinst du damit?"

Sie aber hatte sich schon an Oswald gewandt. „Ich möchte Ihnen noch recht schönen Dank sagen, Vetter," sagte sie, ohne ihn anzusehen. „Ich muß jetzt abreisen."

„Aber, liebes Kind," begann Tante Lena.

„Ich bin leider gezwungen," wiederholte Irene. Sie zögerte ein wenig und fuhr dann mit einer lauten Stimme fort, die gar nicht wie ihre eigene klang: „Graf Enrico Montani hat um mich angehalten, und ich habe ihm mein Jawort geschickt."

„Aber liebstes Kind!" Durch die Stimme der Tante klang geradezu Entsetzen.

Klara legte die Hand auf die ihrer Cousine: „Möge es zu deinem Glücke sein, Irene!"

„Frau Gräfin!" rief Onkel Friedrich. „Darf ich dir aus dieser feierlichen Veranlassung einen Kuß geben? Aber König Arthur gleicht er allerdings nicht."

Sie hörte alle diese Worte gar nicht, die doch um sie her schwirrten, sie hörte nur eins: das tödliche Schweigen auf ihrer linken Seite. Sie fühlte, daß sie dieses Schweigen fortan immer hören, ja daß es sie künftig, so oft sie allein wäre, immer wie ein Abgrund umgeben würde.

Nach dem Essen zog sie sich zurück, um ihren Koffer zu packen. Sie warf alles durcheinander hinein.

„Kann ich dir helfen?“ erklang Tante Lenas Stimme an der Tür.

„Nein — nein, ich danke!“ Sie schlug den Koffer zu. „Ich bin fertig.“ Sie wollte allein sein.

Aber Tante Lena trat ein und nahm Irenes Kopf zwischen ihre Hände. „Kind, Kind — du schlägst wieder in Scherben!“

Sie zog ihren Kopf zurück. „Was meinst du? Es ist ja nichts, gar nichts! Und es würde nie etwas anderes daraus geworden sein!“

„Doch, es ist etwas,“ sagte die Tante. „Aber du willst die Frucht, ehe die Blüte angesetzt hat, und da reißt du die Pflanze mit der Wurzel heraus!“

Einen Augenblick legte sie den Kopf in Tante Lenas Schoß und weinte leidenschaftlich; aber dann sprang sie auf und packte ihre Sachen fertig.

Oswald gesellte sich am Abend nicht zu den anderen; er ging mit dem Pächter Rechnungen durch. Und am nächsten Morgen mußte Tante Lena den Reisenden Grüße von ihm bestellen. Der Hirtenjunge habe die Nachricht gebracht, daß auf den nächsten Höhen ein Rudel Gemsen zu sehen sei. Oswald sei deshalb in aller Frühe auf die Jagd gegangen.

„Ade, mein Land Tirol!“ so tönte es durch das Rasseln des Reisewagens hindurch, so erklang es aus jedem kleinen Bach, der über die Felsen herab schäumte, aus den dahineilenden Wogen der Flüsse...



„Ade mein Land Tirol!“ Und mit dem Lande Tirol entschwand Irene alles, was ihr des Lebens wert erschienen war.

Dann vergingen wieder sieben Jahre von denen, die nicht wie Tage vergehen.

Enrico Montani war Gesandter in Wien, und die wunderschöne Gräfin ließ sich von dem Wirbel der Vergnügungen mit fortreißen; das Leben erschien ihr am erträglichsten, wenn sie gar nicht darüber nachzudenken brauchte. Sonst kamen ja doch schließlich die meisten zu dem Resultat, daß das, was sie leben, nicht das Leben, nicht ihr eigenes wahres Leben ist, sondern ein ganz verkehrtes Dasein.

Sie wurde für glücklich gehalten, und eine Zeitlang gab sie sich alle Mühe, diese Überzeugung festzuhalten. Aber sie hatte sich ein inneres, auch für sie selbst unbestechliches Wahrheitsgefühl erhalten, deshalb gab sie diese Selbsttäuschung bald auf und sah der Wirklichkeit gerade in die Augen.

So oft ihre Mutter jetzt wiederholte: „Du bist in guten Händen,“ verzogen sich ihre Mundwinkel ein wenig. Sie war in den Händen eines Gewalttäters. Nicht daß er ihr Unrecht getan hätte, aber in einem solchen Verhältnis werden alle Hände, außer gerade die beiden, in die das Weib sein lebendiges Herz legen kann, die eines verhaßten Tyrannen.

Abgesehen davon fand sie ihren Mann klug, überlegen und tadellos. Aber dies eine zerstörte den ganzen Eindruck. Es war nicht nur eine verhaßte Bürde, es wurde auch eine lauernde Gefahr; gerade weil sie es nicht mit ihrem Herzen erleben konnte, sondern nur allein durch die Sinne. Und sie konnte sich denken, daß Enrico die Macht über sie erlangen könnte, die sie beugen würde — zur Selbstverachtung.

Es war ihr oft, als sei sie wieder in jenem Zimmer in Innsbruck, in den heißen Nächten, wo alle Dünste aus der engen Gasse hereinkrochen und sie ersticken wollten. Sie kämpfte aus aller Macht dagegen, um sich von dem, was sie haßte — nicht in Ketten schlagen zu lassen; aber dazu bedurfte sie äußerer Hilfe. Da waren die Ballsäle mit strahlenden Lichtern und Blumen, mit Purpur und Juwelen, bebendem Flüstern und heißen Blicken, alles das, was ihrem glühenden Lebensdrang augenblickliche Befriedigung gab.

Ein wirkliches Leben war es nicht, für sie gab es nur ein einziges Leben: das, das sie selbst in Scherben geschlagen hatte. Wie ein Blitz war diese Erkenntnis über sie gekommen an jenem Tag, wo sie das Weib eines andern geworden war. Aber der rauschende, glänzende Wirbel hielt ihren Schönheitssinn wach, ihre Einbildungskraft in Tätigkeit und



bewahrte sie davor — eine Zeitlang jedenfalls, — in die Gewalt ihrer Sinne hineinzugleiten.

Es war der Tod — der Tod. Und sie sah sie ja alle dem Tode verfallen, alle um sich her, Frauen und Männer, in immer ungestörterem Genießen, je mehr die Sinne das Herz erstickt hatten. Heiliger Irenäus, wie genügsam die Menschen doch waren! Und sie hatte selbst einmal geglaubt, daß das Leben sei! —

In dem zweiten Jahr ihrer Ehe hätte ihr eine Frühgeburt fast das Leben gekostet. Als sie von dem langen Krankenlager wieder hergestellt war, hatte der Arzt ihr nicht verhehlt, daß alle Hoffnung, sie könne später je noch ein Kind gebären, für immer erloschen sei. Und obgleich irgendwo in ihrem tiefsten Innern eine zärtliche, weiche Sehnsucht wohnte, die ihre Arme ausgestreckt hatte und nun bitter enttäuscht worden war, als sie sie leer wieder sinken lassen mußte, meinte sie doch schließlich, es sei am besten, so wie es sei. Was hatte es für einen Sinn, solche Kinder zu haben, wie z. B. den kleinen Leopold, der das Haus ihrer Mutter in München noch fremder für sie gemacht hatte, wenn er auch noch so lieb war.

Mit den Verwandten „daheim in Tirol", so hieß es unwillkürlich in ihren Gedanken, stand sie nicht in regem Briefwechsel. Aber sie erfuhr doch alle Familienereignisse, hauptsächlich durch Tante Lena,

die rührend lieb war und immer wieder schrieb, selbst wenn sie noch so lange keine Antwort erhielt.

In den ersten Jahren wartete Irene beständig auf die Nachricht von Oswalds und Klaras bevorstehender Vermählung. Dann heiratete Klara den langen Baron Ruffinatscha, und nun auf einmal hatte sie ihn von ihrem fünfzehnten Jahr an geliebt, so daß eine ganz rührende, romantische Geschichte daraus wurde.

Sie war selbstverständlich nur von Oswald verschmäht worden! Als es zum Klappen kam, hatte er wohl doch gedacht, er sei es dem Geschlecht schuldig, eine noch glänzendere Wahl zu treffen. Aber er schien noch immer zu zaudern — denn bis jetzt war noch nichts von einer Verlobung bekannt geworden.

Eines Abends bei einem Hofkonzert in Wien sah Irene ihn ganz unerwartet, aber nur aus der Ferne. Sie erblaßte und sah in ihrem roten Samtkleid so erschreckend bleich aus, daß sie ihr Gesicht hinter ihrem Fächer verbarg. In dem Gedränge kamen sie dicht zu einander hin. Er verneigte sich vor ihr tief, wortlos.

Sie sagte „Guten Abend, Oswald!" Der Gruß klang so weich und hell, daß es ihr selbst auffiel, und sie sah, wie er den Kopf überrascht aufrichtete.

So weich, so klar — wie der Bach droben zwischen den vorgeneigten Blumenkelchen.

Am Schluß des siebenten Jahres hörte Irene, daß Graf Oswald Hoheneck den Dienst quittiert und sich auf sein Alpenschloß zurückgezogen habe.

„Er sagt, er habe hier oben einen Beruf zu erfüllen, der seit vielen Jahren versäumt worden sei," schrieb Tante Lena, „nämlich für Menschen zu arbeiten, an die man bisher zu wenig gedacht habe. Und das sei besser, als nur auf einen Krieg zu warten. Es mag ja viel Wahres daran sein — aber ich habe Angst für ihn vor der erblichen Schwermut der Familie, Graf Adalbert ist ihr ja erlegen. Der aber hatte Brüder, während Oswald der einzige ist, das macht die Sache ernster. Natürlich glaube ich nicht, daß mein Junge seine Verpflichtung, das Geschlecht weiterzuführen und seinem großen Namen einen Stammhalter zu geben, versäumen wird, aber er ängstigt mich doch."

Nein gewiß nicht! Diese Verpflichtung war die heiligste für alle Hohenecker. Es heißt ja auch, daß jener Sänger vom Rhein, den Graf Ulrichs Gattin einst so gastfreundlich aufnahm und ihm ein Bad aus Rosenblättern bereiten ließ, gesungen habe, der Letzte des Geschlechts werde erst kommen, wenn der rote Vogel im Wappen seine Flügel ausgebreitet und davongeflogen sei. So unmöglich war es, daß dieses Geschlecht aussterben konnte! —

Zu derselben Zeit wurde Graf Montani brust-

leidend, wozu er stets geneigt hatte. Irene reiste mit ihm ans Mittelmeer, aber das warme Klima brachte nicht die erwartete Wirkung. Während seiner sechsmonatlichen Krankheit kamen sich die beiden Ehegatten näher als je vorher. Jene sonderbare Macht, die Irene bei ihm fürchtete, war verschwunden und mit ihr das, was sie getrennt hatte. Und in Irenes Gefühl für ihren Gatten war jetzt eine Aufrichtigkeit, an die sie später gerne zurückdachte.

Dann starb Graf Enrico Montani.

Als Irene wieder frei war, machte sie es sich nicht gleich so recht klar. Und als es ihr klar wurde, empfand sie mit ätzender Bitterkeit, daß ihr die Freiheit nichts nützen konnte — nichts! Für sie war doch alles vorbei.

Sie wollte in Wien bleiben; da hatte sie einen großen geselligen Kreis, konnte mit der Zeit ihr altes äußerliches gesellschaftliches Leben wieder aufnehmen, bei dem man vergaß — und das war das einzige, was ihr noch übrig blieb.

Eines Tages traf sie den hochgewachsenen Mönch mit den seltsamen Augen wieder. Er war in Wien zu Besuch.

„Können Sie noch immer durch die Mauer hindurch sehen, wie viel Uhr es ist, Pater Permin?“ fragte sie.

Er sah ihr in die Augen. „Ja,“ sagte er. „Und

sie holt eben zum Schlage aus, Frau Gräfin, beeilen Sie sich!"

„Ach nein," erwiderte sie, „meine Uhr hat schon geschlagen. Ich habe nichts mehr, dem ich nachjagen könnte. Mein Leben ist vorüber."

„Woher wissen Sie das?" fragte er.

„Ich habe es selbst zerschlagen! Ach, Pater Permin, ich habe nicht viel anderes getan, als Unheil angerichtet, und alles um mich her in Scherben geschlagen. So bin ich geschaffen."

„Warum haben Sie sich dann nie selbst in Stücke geschlagen?" fragte er. „Das wäre jetzt Zeit."

Sie sah ihn überrascht an. „Wie kann man — wo tut man das?"

Er hob seine magere weiße Hand auf und zeichnete ein großes Kreuz in die Luft. „Da!" sagte er. „Aber Sie haben sich noch nicht selbst gerichtet. Deshalb sind Sie noch nicht bei der Opferstätte angelangt."

Die Hände im Schoß blieb sie unbeweglich sitzen. Nein, sich selbst gerichtet, das hatte sie nicht getan — obgleich sie wußte, was sie verbrochen hatte, mit jedem Jahre deutlicher wußte, was sie für einen anderen entzwei geschlagen hatte. In Widerspenstigkeit, Eigensinn, Ungeduld. Und auch wußte, welches Unrecht sie Montani angetan hatte, indem sie ihm ihre Hand ohne die geringste innerliche Zunei-

gung, indem sie sich ohne eine Spur von Herz hingegeben hatte.

Lieber Gott im Himmel, aber das Urteil, das hatte sie gefällt über die beiden! Sie verurteilt — für das, was sie selbst verschuldet hatte!

Über sich selbst hatte sie den Stab nie gebrochen — niemals, nein niemals, nie hatte sie auf der Opferstätte gestanden.

Jetzt war es ihr, als ob die ganze Luft um sie her mit einem großen Kreuz erfüllt wäre — — mit jenem großen Wegkreuz auf der Wiese vor dem Schlosse. Von der Erde bis zum Himmel ragte es!

Da — ja da verfiel man seinem eigenen vernichtenden Urteilsspruch ... Weil man dort sah, wie nie zuvor, was die eigenen schlimmen Hände in Scherben geschlagen hatten.

Jetzt warf sie sich auf die Opferstätte nieder und betete, daß sie selbst zerschlagen werde bis in die tiefste Tiefe hinein! Bis die tödliche Verbindung zwischen ihr und der bösen Macht, die doch nicht ihr eigenstes Wesen war, gebrochen wäre! Dann konnte sie genesen zu weit vollkommenerer Einheit mit dem in ihr, das — wie tastend, wie gebrechlich unvollkommen es sich da drinnen auch rührte — doch seinen lebendigen Quell in den ewigen Bergen hatte.

Sie weinte die ganze Nacht hindurch. Das alles war zu groß, um es zu verschlafen. Und ein stechen-

der Schmerz hielt ihre Gedanken wach. Den beiden — gegen die sie sich hauptsächlich vergangen hatte — ihnen konnte sie nicht nahen, jetzt wo sie das glühende Verlangen in sich trug, alles wieder gut zu machen, zu heilen, wo sie verletzt hatte. Ach, es war wie in dem Liede: „Der eine tot — der andere fern."

Fern — nicht weil viele Meilen zwischen ihnen lagen, nicht weil die Alpenkette ihn einschloß — nicht einmal, weil er Zorn und Bitterkeit gegen sie im Herzen trug. Ihre Liebe war wie ein Strom, der in dieser Nacht über seine Ufer wallte und alle Hindernisse mit wegreißen, sich durch alle Mauern hindurch einen Weg hätte bahnen können. Aber — das, was das Fernsein zwischen ihnen bedingte, konnte ihre ganze Liebe nicht ändern. Da war diese machtlos.

Ach, hätte sie doch ihren armen Körper noch gehabt, wie er früher gewesen war! Dann — ja dann hätte sie sich, wenn es hätte sein müssen, auf ihren Knien hinaufgeschleppt und zu ihm gesagt: „Oswald, ich komme, um dir zu sagen, daß ich dich liebe, daß ich dich immer geliebt habe. Aber hauptsächlich komme ich, um dir zu sagen, daß du mich auch liebst." Dies fühlte sie in ihrem Herzen so unwandelbar fest — deshalb hätte sie die ganze Entscheidung auf sich genommen, wenn er je noch gezögert oder gezweifelt hätte. Denn sie hatte das

große, starke, heiße Glück für ihn — und das hätte neues Leben entzünden können, neues, flammendes Leben in dem Geschlecht!

Aber jetzt, jetzt — er durfte nicht — durfte sich nicht so binden, wenn er zum voraus wußte, daß dann das alte Geschlecht zum Aussterben verurteilt werde. Und wenn das Undenkliche sich denken ließe, daß er es wollte — dann wollte sie nicht. Niemals! Sie hatte genug zerschlagen in ihrem Leben — die ganze Reihe der künftigen Hohenecker durfte nicht abgebrochen, durfte nicht durch sie zerstört werden. So verarmt wie sie jetzt war, wollte sie keinen Mann an sich binden — geschweige den, den sie liebte.

Sie mußte es in der Tiefe ihres eigenen Herzens verschließen, das ganze jubelnde Glück, das sie ihm hätte geben können und doch nicht geben durfte. Nie durfte er auch nur eine Ahnung von ihrer Liebe bekommen — das hätte nur noch neuen Schmerz in sein Leben gebracht. Oder neuen Streit, wenn das warme Menschenherz mit dem Ahnenstolz in Streit geriet.

Und vielleicht hätte es ihn verhindern können, eine andere zu wählen.

Nein, schweigen mußte sie. Ausgenommen, wenn sie starb. Ach, wenn sie doch sterben dürfte, nur sterben! dann könnte sie ihr brennendes Herz heraus-

reißen und es ihm in der letzten Stunde mit beiden Händen darreichen.

Pater Permin kam am nächsten Tag, um zu fragen, ob sie ihm einen Gruß mitzugeben hätte; er reiste in sein Kloster zurück.

Er sah sie an mit den Augen, die durch und durch sehen konnten, und sie sagte: „Es ist getan."

„Ja," erwiderte er. „Aber vergessen Sie nicht, daß es ganz getan werden muß; erst dann kann das neue Leben beginnen. Wer sich selbst absterben will, muß bis ins Mark hinein sterben, bis ins Mark hinein."

Bis ins Mark hinein! Ja, so war es; mit dem ganzen oberflächlichen Weltleben, das sie geführt hatte, mußte sie brechen. Aber was dann? Wohin? —

„Einen Gruß wollen Sie mitnehmen?" fragte sie. „Nun, wenn Tante Lena auf dem Schloß anwesend ist — dann . . ."

„Das glaube ich kaum," erwiderte Pater Permin, „es ist ja Winter. Sie ist wohl noch in Innsbruck, aber Graf Hoheneck hält sich fast das ganze Jahr droben auf. Er sagte: „Ich bin dazu erzogen worden, auf welterschütternde Ereignisse zu warten, die nicht kamen. Hier oben aber ist eine Welt, für die ich zu sorgen habe, und diese ist indessen vernachlässigt worden. Für die ist es schon ein Er-

eignis, daß sich jemand ihrer annimmt. Und es ist für mich selbst ein Ereignis geworden, daß ich es tue. Es hat mich gelehrt, das Nächstliegende nicht zu übersehen! — Aber da ist doch etwas anderes Näherliegendes, mit dem der Graf zaudert, nämlich sich eine Frau zu nehmen."

„Aber er wird es schon tun — er ist ja noch jung."

„Ja wohl — aber es wird ihm schwer, sich zu entscheiden. Er stellt die größten Anstrengungen an sich selbst und deshalb auch an andere. Besonders in Beziehung auf Gefühl. Ich denke mir, er wird eben noch nie bei einer anderen einem Gefühl begegnet sein, daß seinen Ansprüchen an Liebe genügt hätte, und ich glaube, der Gedanke, daß dies nie geschehen wird, hat sich nun wie eine schwermütige Idee bei ihm festgesetzt." —

Der Vater war gegangen — Irene war wieder allein mit ihren Gedanken ... Ja, ja, wie gut sie ihn verstand — mit dem vollkommen aufrichtigen Herzen, das sich selbst bis auf den Grund erkannt hatte, nur um sich mit voller Überzeugung, mit ganzem Willen hinzugeben. Wie gut sie verstand, daß das Auf- und Abwogen in ihr, alle ihre wechselnden Launen verwirrend auf ihn gewirkt, ihn zur Verzweiflung gebracht haben mußten — aus dieser Erfahrung heraus stammte nun die schwermütige Idee, daß er niemals einem Gefühl be-



gegnen würde, das auf derselben Höhe wie das seinige stünde.

Ach, daß sie ihm nicht sagen durfte, wie sehr er geliebt worden war — aber daß sie damals nur ihr eigenes Gefühl nicht habe meistern können, weil nicht anderes in ihr auf derselben Höhe gestanden habe. Ach, daß sie ihm die schwermütige Idee nicht abnehmen und ihm dafür das andere in die Hände geben konnte, den Glauben, daß er fähig sei, ein Gefühl zu erwecken, ein ebenso erhabenes, starkes Gefühl wie das, dessen sein Herz fähig war. Ach, daß sie das erst im Tode tun konnte!

Im Tode — Ja, das — das war es! Ganz sterben, das mußte sie — und wenn sie starb, dann konnte sie ihn erreichen. Als eine Sterbende durfte sie kommen.

Als eine Sterbende, eine, für die das Leben ganz vorbei war, und die nicht mehr mitzählte, da konnte sie ihm alles von ihrer Liebe gestehen — weil es ihn ihr gegenüber zu nichts mehr verpflichten, seinem Glück nicht mehr im Wege stehen und ihn nicht mehr hindern konnte, sich mit einer anderen zu verbinden.

Als eine Sterbende ... Teuer, teuer mußten sie erkauft werden, die Schritte, die zu ihm führten. Sie kosteten das Leben; aber sie schwankte nicht.

Es erregte große Verwunderung in den diplomatischen Kreisen in Wien, als es noch in demselben Frühjahr bekannt wurde, daß die schöne Gräfin Montani ins Kloster gehen wollte.

Zuerst dachte man, es sei eine ihrer gewöhnlichen Launen; der Gegensatz des Bildes — die Ballkönigin und die Karmeliterin — habe ihrer etwas exzentrischen Phantasie gefallen, ihre Lebenslust werde aber schon den Sieg über den pikanten Einfall davontragen, ehe der Entschluß zur Ausführung gekommen wäre.

Als es aber bekannt wurde, daß sie ihr von Montani ererbtes Vermögen unter Montanis Verwandten verteilt habe, daß ihre ganze Hauseinrichtung, ihre Schmucksachen und ihre Toiletten versteigert werden sollten, da glaubte man an ihren festen, unerschütterlichen Entschluß, und man bedauerte diese Entscheidung. Mit einem Seufzer kaufte eine Dame ihres Bekanntenkreises die perlmuttereingelegte Boudoireinrichtung, die andere die Rubinen mit dem berühmten Rosenblut, eine dritte eine Marmorfigur aus dem Wintergarten, wo sonst die märchenhaft schönen Feste gefeiert worden waren.

Irene verabschiedete sich von allen wie auf Nimmerwiedersehen und reiste dann zu ihrer Mutter, — die ganz verzweifelt war über den Entschluß der Tochter — um einige Zeit bei ihr zu

bleiben. Und zu allerletzt wollte sie sich von den Verwandten in Tirol verabschieden, „daheim in Tirol" sagte sie.

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde"; diese Worte klangen um Irene her, als sie an einem Abend im Juli von dem Hospiz an dem klaren schwermütigen See über die Wiesen zum Schlosse hinaufstieg.

Das goldig schimmernde Gewölbe hoch über ihr — von der Schöpferhand Gottes geschaffen! Zuerst das Himmelsgewölbe — dann die Erde, die wahre Erde, die sie hier umgab. Der reine, kräftige Erdboden, aus dem das ganze Blumenparadies heraussprießte, die Lilien auf dem Felde, die königlicher gekleidet sind, als Salomo in seiner Herrlichkeit.

Wenn in der kleinen Klosterzelle der Tod einmal zu ihren Häupten sitzen würde — und sie zurückschaute, dann hatte sicherlich ihr ganzes Leben sich nur hier abgespielt — hier allein. Daß sie, die der einzige dunkle Punkt hier oben war, hier hatte leben dürfen — das war Gnade. Aus diesem Gedanken heraus konnte sie den weit größeren verstehen: dazu auserwählt sein, unter der weiten goldig klaren Wölbung zu stehen, auf himmlischen Gefilden zu wandeln mit Lilien — Lilien!

Während sie höher hinaufstieg und fühlte, wie

ihre Schuhe und ihr Rocksaum so wohlvertraut feucht wurden, war es ihr, als ertöne fröhliches Glockengeläute in ihrem Herzen. Und so tief war die sie umgebende Stille, daß es ihr war, als vernehme sie die Glocken der . . .

Jetzt war sie an dem großen Wegkreuz angelangt. Von der Erde bis zum Himmel . . . Nein, viel, viel tiefer drin stand der Fuß des Kreuzes — ganz drunten im Totenreich. Deshalb mußte auch der, der in den Himmel hinaufsteigen wollte — auf dem einen einzigen Weg, den es gab — auch zuerst in den Tod gehen —

Sie schlang die Arme um das alte Kreuz und lehnte ihren Kopf daran. Ihr war, als stehe es auf einem Grabe — auf dem der toten Irene, die Unrecht getan und ihr Recht auf Glück verspielt hatte. Eine Irene, die sie selbst in den Tod geschleudert hatte, und die gerade wie sie jetzt, an jedem Tag ihres Lebens im Kloster aufstehen mußte von . . . zu einem Leben, das vom Irdischen hinwegführte.

Plötzlich sank sie mit einem schmerzlichen Stöhnen ins Gras. Denn sie fühlte, daß ihr Herz vor Sehnsucht brannte, hier auf Erden wieder zum Leben zu erstehen. Nicht allein, um das zu heilen, was sie in seinem Herzen zerbrochen hatte, um ihm den Glauben an seine Fähigkeit, das Glück zu gewinnen,

einzuflößen — nein, sie dürstete darnach, selbst ihm das Glück zu geben, das allersonnigste Glück. Ach, heiliger Irenäus, sie dürstete darnach, aufzustehen — nicht als eine himmlische, sondern als eine irdische, irdische Irene!

Noch eine gute Weile lag sie auf der taufeuchten Erde und kämpfte mit sich — dann bekreuzte sie sich, stand auf und ging weiter.

Jetzt lag das Schloß vor ihr, mit dem Turm und Altan, mit der kleinen Kirche daneben! „Grüß Gott — tritt ein — bring Glück herein!" stand über der Eingangstüre wie immer. Ja, sie wollte Glück bringen — Glück, selbstloses Glück.

Sie stieg die dunklen steinernen Stufen empor, wo die Küchentür gerade wie früher nur angelehnt war, so daß sie einen Schimmer von dem Hexenkessel und der Waberlohe drinnen sehen und hören konnte, wie Tante Lena den Mädchen wegen des Abendbrots Bescheid gab.

Ach Tante Lena! — Wenige Augenblicke nachher saß Irene auf einem Schemel neben deren Stuhl in der großen Altanstube und sollte erzählen, erzählen ... Sie wurde geliebkost, geküßt und in der Tante mütterliche Arme geschlossen.

Tante Lena weinte bitterlich über Irenes Entschluß, von dem sie gehört habe, aber doch immer noch gehofft, daß ... Es fiel ihr sehr schwer,

sich mit dem Gedanken auszusöhnen. Liebe kleine Irene!

„Aber jetzt bleibst du erst eine Zeitlang hier. Wir leben gar so einsam! Der liebe Junge, er ist geradezu ein wenig menschenscheu. Ja, es ist mir eine große Sorge, wie das mit ihm werden soll! Er wartet mir allzulange. Aber es wird ja schon einmal kommen. Er darf ja das Geschlecht nicht aussterben lassen."

„Nein, das darf er nicht."

Die Ahnen, die in dieser Stube rings an den Wänden hingen, starrten die Anwesenden immer an, auf welcher Seite des Zimmers sie sich auch befinden mochten, und das war Irene von jeher eine Qual gewesen. Aber jetzt fühlte sie, wie verständnisvoll und beifällig diese vierzehn Augenpaare durch die Dämmerung auf sie herabschauten. Ja, ja, sie kam mit dem alten Geschlecht auf einen guten Fuß — aber sie opferte ja auch ihr Leben dem Ahnenstolz in ihm. Ihr war es, als anerkennten sie sie jetzt als eine, die zu ihnen hätte gehören sollen. Und durch die Dämmerung nickte sie ihnen zu: „Eine, die sterben muß, grüßt Euch!" flüsterte es in ihrem Herzen.

Da ging die Tür auf. Dort stand er — und unwillkürlich hielt er an, als er sah, daß sich zwei Köpfe vom klaren Abendhimmel im Eckfenster abhoben.

„Oswald," sagte Tante Lena, „tritt nur näher. Es ist die kleine Irene."

Ach, wie lieb von Tante Lena, das zu sagen! Er trat näher. „Guten Abend, Irene."

Sie reichte ihm die Hand, die vor Erregung etwas kalt und feucht war, und ein tiefer Seufzer unaussprechlicher Erleichterung rang sich über ihre Lippen. Ihr war, als habe sie ihren Namen neu und lebendig wieder erhalten. Irene hieß sie — bis ins tiefste Herz hinein hieß sie nur Irene.

„Aber du wirst hungrig sein, Kind. Und Oswald auch. Er kommt geradewegs von der Sennhütte." Tante Lena stand auf und verließ das Zimmer. Indem sich die Türe hinter ihr schloß, hörten die beiden noch ihre Stimme draußen: „Ist die Sahne geschlagen, Crescenza? Martin hat ja Erdbeeren gebracht."

„Ah, Erdbeeren mit Schlagsahne! Esset ihr sie immer noch zum Abend?" fragte Irene.

„O ja — erinnerst du dich noch daran, wie wir die Erdbeeren pflückten?"

„Und auf dem Heimweg mit dem Korb stürzten," fügte sie hinzu. Sie war natürlich schuld daran gewesen, er hatte ihr geholfen, so viele wie möglich wieder zusammenzulesen und das Unglück wieder gutzumachen.

So ging es weiter bei Tische und den ganzen

Abend hindurch. Immer hieß es: „Weißt du noch?" bei allen möglichen Dingen, und immerfort ertönte fröhliches Lachen. Merkwürdig, welches Labsal solch ein fröhliches Lachen sein kann!

Während sie sich auskleidete, droben in ihrem alten lieben Zimmerchen, dachte sie, das sei eigentlich eine etwas sonderbare Einleitung, ihm den ernsten Schritt, den sie zu tun im Begriffe stand, mitzuteilen. Aber am nächsten Morgen, nachdem sie alle Kindheitserinnerungen lachend und scherzend hervorgesucht hätten, gebe es ja noch reichlich Gelegenheit zum Ernst. Dann wollte sie sprechen.

Ah! Ein frischer Strom, ein frischer Strom wogte zu ihr durch das offene Fenster herein! — Ein Strom von Kühle, von Stille, von Duft, von Linderung! Und sie lag da, ohne zu denken — in der sanftesten Ruhe — und fühlte, wie alles in ihr in Schlaf gewiegt wurde . . .

Dann erinnerte sie sich plötzlich, daß sie ganz unbeabsichtigt „du" zu einander gesagt hatten wie in den frühesten Tagen der Kindheit.

Und mit diesem Gedanken im Herzen sank sie in Schlaf, in einen tiefen, sorglosen Kinderschlaf.

Am nächsten Abend bei Sonnenuntergang stand Irene nach einem langen, langen herrlichen Tag auf dem Altan. Sie war überall gewesen, drinnen und draußen, droben und drunten, zuerst mit Os-

wald, dann allein, weil er ins Hospiz hinunter mußte. Eben jetzt sah sie ihn über die Wiesen heraufkommen.

Sie hatte auch heute das ernste Gespräch vermieden — sie konnte diesen schweren Ernst nicht hervorholen.

Vielleicht war es unrichtig — sie verwuchsen miteinander in all der Freude; aber durfte sie denn nicht einen einzigen kurzen Tag hindurch weder rückwärts noch vorwärts schauen und mit ihm leben wie ein Kind, das nur im Augenblick lebt? — — Ach, warum existierte doch das Böse, das hieß: freien und sich freien lassen! Es brachte nur Qual und Reue und Verwicklungen — es trennte unerbittlich. Konnte es denn nicht so bleiben, wie jetzt — bis zum letzten Tage?

Nein, nein! Sie brachte ihm ja ein Geschenk, diese ganze Liebe, die nichts mehr verlangte, nicht band, nicht verpflichtete, sich nur lindernd in seine Seele ergießen, jede Spur der alten Bitterkeit wegnehmen und neuen Lebensmut in ihm aufrichten wollte. All dies durfte sie ihm nicht vorenthalten — selbst wenn es ein Abschiedsgeschenk war — —

Ach — aber es war so verlockend wonnig, nur von ganz gleichgültigen, alltäglichen, törichten Dingen mit ihm zu reden, aus denen andere gar nichts Besonderes heraushörten, und die doch wie Vögelein von Herz zu Herz flogen.

Er kam näher über die Wiesen herauf, größer und schlanker mit jedem Schritt, den er ihr entgegentrat. Sie hatte einen langen seidenen Schleier gegen die Abendkühle um den Hals geschlungen, und mit diesem winkte sie ihm.

Als er ganz nahe herangekommen war, beugte sie sich weit über das Geländer hinaus und rief: „Du, Oswald — wie herrlich ist es heute abend!"

„Falle nicht!" sagte er und streckte ihr die Arme entgegen.

Sie lachte. „Ich glaube, ich springe hinunter!"

„Nein, nein — dann will ich lieber hinaufklettern."

„Um alles in der Welt nicht!" rief sie. „Tante Lena würde meinen, du seiest ein Einbrecher!"

Er lachte hell auf und ging hinein. Kurz nachher stand er bei ihr auf dem Altan. „Sie schlagen die Sahne bis auf die Treppe heraus," sagte er, indem er ihr den Schleier dichter um den Hals schlang.

„Und weißt du," sagte sie, „heute hab ich die Erdbeeren dazu gesammelt, droben an dem alten Abhang, und ohne daß ich heruntergestürzt bin."

Eine weiche bläuliche Dämmerung löschte die Farbenglut der Blumen auf den Wiesen allmählich aus; aber nun war es, als ob auf den hohen weißen Schneegipfeln ringsumher eine Feuerlilie um die

andere erblühte. Weit draußen zwischen roten Abendwolken floß der „Ganges" breit und grünlich klar dahin . . .

Mit schlanken Fingern erfaßte Irene das Geländer und flüsterte wie einst in den Tagen der Kindheit mit einem freudigen Schauder. „Ich liebe diesen Ort."

Er sah, wie die Knöchel ihrer schmalen Hand weiß hervorschimmerten, und er berührte sie leicht, indem er sagte: „Irene, du hältst fest."

Im nächsten Augenblick umschloß seine Hand die ihrige und das Geländer. Und dieser feste, geradezu leidenschaftliche Griff weckte sie aus ihren zarten Kinderträumen. Das feine Gewebe war zerrissen — jetzt mußte sie sprechen.

Mit blassen Lippen wendete sie sich ihm zu; es wurde ihr schwer, die Worte herauszubringen.

„Ich fühle es vielleicht noch mehr als sonst," fing sie an, „weil ich zum letztenmal hier bin — Ich bin gekommen, um Lebewohl zu sagen."

Sie mußte innehalten. Er schaute hinab in die bläuliche Dämmerung unter sich, seine Hand hielt die ihrige noch immer mit schmerzhaftem Griff. „Wie merkwürdig das ist," sagte er. „Ich habe gar nicht gewußt, daß man das Plätschern des kleinen Bächleins bis hier herauf hören kann. Bis jetzt glaubte ich immer, es singe nur für die Blumen. Aber hör nur, wie hell es tönt!"

Einen Augenblick war sie drauf und dran, alle ihre Gedanken mit dem Bächlein hinausgleiten zu lassen, und nur zu antworten. „Ja, ja — wie es klingt!“ Aber daß er ihre Hand so unerschütterlich fest hielt, das half, das stärkte sie.

„Ich bin im Begriff, die Welt zu verlassen. Ich habe noch nie etwas Gutes darin vollbracht, nur eine Menge Böses — denn ich habe immer nur an mich gedacht. Aber jetzt will ich mich selbst ganz aufgeben.“

Sie hielt inne und atmete tief. Er sah noch immer gerade aus. „Wie sanft du reden kannst, Irene,“ sagte er. „Deine Stimme klingt wie ein Gebet.“

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen. „Ja — aber Oswald, du mußt mich anhören! Oswald, ich bin gekommen, um Abschied von dir zu nehmen. Oswald, du paßt nicht auf!“

„Doch, du sagst meinen Namen.“

Ach, er machte es ihr schwer! Sie war auf dem Punkt, ihr Gesicht auf seine Hand zu legen, die die ihrige noch immer festhielt, und von ganzem Herzen zu sagen: „Ja, Geliebter, ja. Und ich will dir gar nichts anderes sagen.“

Aber dann richtete sie sich auf. „Ja wohl — aber daran habe ich nicht gedacht, Oswald. Ich gehe ins Kloster, und —“

„Nein!"

Nein — sie stockte unwillkürlich. Er wandte sich ihr ganz zu. Jetzt war sein Gesicht so blaß wie das ihrige, und das Leuchten seiner Augen war kühn und klar.

„Mir das zu sagen, dazu bist du nicht gekommen," sagte er ruhig. „Bedenke, wie du einst von hier weggegangen bist. Du sagst, du habest Böses getan in der Welt — ja, hier hast du Böses getan. Und hierher konntest du niemals zurückkommen, wenn nicht mit dem einen Gedanken, das Unrecht wieder gut zu machen."

Sie fühlte, wie ihr Gesicht kalt wurde, und daß sie zitterte. „Deshalb bin ich auch gekommen," sagte sie mit leiser, bebender Stimme. „Ich weiß, was ich verbrochen habe, und ich will mein Leben hingeben, um es wieder gut zu machen — Ich gehe ins Kloster, weil —"

„Damit machst du es nicht wieder gut. Du schuldest mir ein Leben, Irene, denn du hast das meinige genommen. Und wenn du ins Kloster gehst, so nimmst du es mir nur ein zweitesmal."

Er nahm ihre beiden Hände und legte sie, von den seinen umschlungen, auf ihre Brust.

„Wagst du es, mit der Hand auf dem Herzen, mir zu sagen, daß du — mich nicht liebst? Das kannst du nicht — sonst wärest du nicht gekommen."

Sie brach in Tränen aus, in ein wildes, hilfloses Weinen, und glitt zu Boden. „Ach, was soll ich tun, was soll ich tun?“

Er kniete neben ihr nieder. „Weißt du es nicht? Wenn du mich liebst, und ich dich liebe — dich liebe —“

Aber sie sank nur noch mehr zusammen, bis ihre Stirne an seinem Knie lehnte. In hilflosem, verzweifeltem Schluchzen.

„Irene, Irene! Willst du gar nicht hören, wie sehr ich dich liebe!“

O doch, doch, sie wollte es hören — nur das allein bis ans Ende ihres Lebens! Nie, nie wieder etwas anderes! — Sie konnte nicht länger dagegen ankämpfen, mußte sich dieser Liebe hingeben .... Warum, warum sollte sie ihm das sagen, was er nicht ahnte, und was sie trennen mußte? Wenn sie nur schwieg, dann stand kein Hindernis zwischen ihnen ... Ja, schweigen, es nur verschweigen — das Glück ergreifen und alles andere gehen lassen, wie es gehen mußte — das Geschlecht aussterben lassen!

Aber alles, was adlig in ihr war, empörte sich gegen diese ungeheure Versuchung.

Sie unterdrückte das Weinen und schaute auf. Er legte seine beiden Hände um ihre Wangen und sie sah ihm gerade in die Augen.

„Oswald — ich liebe dich."

Er neigte sich vor und küßte ihre purpurroten Lippen. „So nimmt ein Hoheneck das, was ihm gehört." Er stand auf und zog sie mit sich in die Höhe, während seine Arme sie fester umschlossen. „Das, was sein ist."

Ach Gott — es war so unmenschlich schwer! Sie zog den Kopf etwas zurück. „Ja, ich liebe dich — aber ich kann nie deine Gattin werden. Nein, laß mich ausreden, Oswald! Es ist jetzt unmöglich, und ich will es selbst nicht! Deshalb gehe ich ins Kloster — — Es ist unmöglich, weil —"

Ihre Arme legten sich um seinen Hals, ihr Gesicht lag dicht an seinem Ohre.

„Oswald, wenn ich dir nur ein Wort sage, dann weißt du gleich selbst, daß du mich nicht nehmen darfst . . . Und du sollst es nicht. Nein, Oswald, denn mit mir — würdest du der ‚Letzte des Geschlechts' werden."

Die Tränen übermannten sie wieder, sie weinte laut. Aber seine Arme umschlangen sie fester.

„Ja, das werde ich — mit dir. So muß es sein. Ich habe es immer gewußt, es ist nach guter alter Familientradition, und du weißt, vor dieser beuge ich mich."

Sie schaute auf — überrascht, fragend. Er küßte ihre nassen, heißen Augen.

„Wenn wir zwei zusammen kommen, Irene — wir beide — dann ist das ein Glück, ein so großes loderndes Glück, daß der Vogel im Wappenschild in Brand gerät, alle seine Federn entzünden sich ... Er breitet die Flügel aus, und brennend fliegt er fort ... um vielleicht als Phönix weit, weit von hier wieder zu erstehen ... Aber dann ist das Lied von dem Geschlecht zu Ende — und ich muß der Letzte sein."

Über die dämmerigen dunklen Tannenwälder hin flog ein großer Vogel ... Lautlos, mit weit ausgebreiteten Schwingen, die Glut der Abendröte auf allen Federn, segelte er durch die goldig schimmernde, klare Luft dahin.

„So," sagte Oswald, indem er auf den Vogel deutete. „So endet das Geschlecht, groß, wie es sich gehört — in der rotesten Glut."

Vollbewußt wählte er sie — mit festem Willen und mit jener Liebe, die so unverbrüchlich stark ist, daß sie das Hindernis niedertrat und die alte Sage des Geschlechts wie einen Purpurmantel um ihre Armut schlug — darin lag ihre Erwählung. Sie fühlte es mit unabweisbarer Sicherheit. Das Leben mit ihm — das war der Boden, wo sie wieder erstehen konnte, weil ihr Menschentum darin ihre tiefsten Wurzeln schlagen konnte.

Er neigte sein Gesicht zu dem ihrigen: „Hast du es nicht für mich, Irene, das Glück, das dem

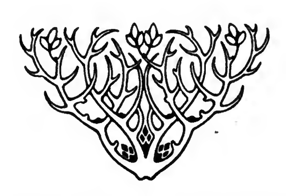
Geschlecht zum königlichen Tod gereichen wird, dir aber und mir zum Leben?"

Ihre Arme lagen um seinen Hals, ihre Lippen berührten seine Brust — auf ihnen brannte die ganze Glut ihres Herzens.

Die Abendnebel verdichteten sich und verschleierten die Erde vor ihnen.

Sie verhüllten das grüne Tal weit drunten — mit dem friedlichen Kirchhof, wo einmal die schwarze abgebrochene Säule stehen würde mit dem Wappenschild am Fuße und mit der Inschrift unter seinem Namen: „Er war der Letzte seines Geschlechts."

Aber hoch über ihren Häupten standen alle die zackigen Berggipfel in purpurner Abendsonnenglut — gleich glühenden Kronen über dem stillen starken Zug nach oben.



Inhalt



